



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Männlichkeitsfiktionen in ausgewählten Pro- und
Antikriegsromanen der Weimarer Republik“

Verfasserin

Eva Maria Grasser

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Deutsche Philologie UniStG

Betreuer:

Mag. Dr. Stefan Krammer

Danksagung

Mein herzlichster Dank gilt meinem Betreuer Mag. Dr. Stefan Krammer, meiner Familie, meinen FreundInnen und meinem Partner.

Der sterbende Soldat

Hauptmann, hol her das Standgericht!
Ich sterb' für keinen Kaiser nicht!
Hauptmann, du bist des Kaisers Wicht!
Bin tot ich, salutier' ich nicht!
Wenn ich bei meinem Herren wohn',
ist unter mir des Kaisers Thron,
und hab' für sein Geheiß nur Hohn!
Wo ist mein Dorf? Dort spielt mein Sohn.
Wenn ich in meinem Herrn entschlief,
kommt an mein letzter Feldpostbrief.
Es rief, es rief, es rief, es rief!
Oh, wie ist meine Liebe tief!
Hauptmann, du bist nicht bei Verstand,
dass du mich hast hieher gesandt.
Im Feuer ist mein Herz verbrannt.
Ich sterbe für kein Vaterland!
Ihr zwingt mich nicht, ihr zwingt mich nicht!
Seht, wie der Tod die Fessel bricht!
So stellt den Tod vors Standgericht!
Ich sterb', doch für den Kaiser nicht.

Karl Kraus

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	ii
1 Zur Einführung	1
2 Men's Studies.....	6
2.1 Hegemoniale Männlichkeit.....	10
2.2 Männerphantasien	11
2.3 Men's Studies in der Literaturwissenschaft.....	13
3 Männlichkeitskonzepte der Moderne.....	22
3.1 Maskulinität und Militarismus – Verbindungen	28
3.1 Männerbund Militär.....	32
4 Kriegerromane der Weimarer Republik: Typologisierung und Werkauswahl ..	36
5 Maskulinitäten im Kriegerroman	47
5.1 Leitbilder: Vorgesetzte oder Führer?	47
5.2 Komplizenschaft.....	62
5.3 Abgrenzungen	67
5.4 Kameradschaft.....	76
5.5 Körper: Corpus im Korps	83
5.6 Identität	96
6 Zusammenfassung und Conclusio	107
7 Literaturverzeichnis.....	112
8 Anhang	118
8.1 Abstract.....	118
8.2 Lebenslauf	120

1 Zur Einführung

„Es ist merkwürdig genug: nach neun Jahren stößt den Deutschen der Krieg sauer auf“¹, bemerkt Kurt Tucholsky 1927 in seiner Besprechung von Arnold Zweigs Roman *Der Streit um den Sergeanten Grischa*, der die Tradition des sogenannten deutschen Weltkriegsromans begründen sollte. Um diese Zeit ist die umfassende literarische Auseinandersetzung mit dem Krieg, die bis etwa 1923 vor allem in Rechtfertigungsschriften und Offiziersmemoiren stattgefunden hat, längst abgeflaut. Was nun entsteht, angestoßen vor allem durch die Veröffentlichung von Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* (1929), sind Romane, die zwar den Krieg und oftmals das Frontgeschehen vordergründig in den Mittelpunkt rücken, anhand dessen jedoch – und das ist das Innovative am neuen Kriegsroman – die politische Legitimität der Weimarer Republik verhandeln.

Diese Arbeit untersucht vier exemplarische Kriegsromane aus dieser Zeit auf die Darstellung von Männlichkeiten, im Sinne von Geschlechtsidentitäten. Dabei lautet der gendertheoretische Grundgedanke, dass jeder Text – so auch der Kriegsroman – anhand seiner Figuren Geschlechtsidentitäten aufgreift und sie gleichzeitig herstellt. Unter „aufgreifen“ wird verstanden, dass bestimmte Vorstellungen von Gender, die im gesellschaftlichen Umfeld des Autors/der Autorin vorherrschen, bewusst oder unbewusst durch ihn/sie in den Text mit einfließen.

Da davon ausgegangen werden muss, dass Literatur, die sich mit Geschichte auseinandersetzt, immer mehr von der Zeit aussagt, zu welcher sie geschrieben wurde als von jener, über die sie erzählt, ist es sinnvoll anzunehmen, dass sich in den untersuchten Romanen Männlichkeitskonzepte ausfindig machen lassen, die sich erst nach dem Ersten Weltkrieg etabliert haben. Diese Vermutung ist insofern von Bedeutung, als die erste deutsche Republik (1918-1933) eine Periode der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche ist, was sich speziell auch auf althergebrachte Vorstellungen von Geschlecht auswirkt. Traditionell männlich konnotierte Strukturen wurden durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg aufgelöst oder degradiert. Nach den enormen wirtschaftlichen Schwierigkeiten Anfang der Zwanziger Jahre entwickelte sich vor allem in Berlin

¹ Panter, Peter: „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, *Die Weltbühne* 23/2.HJ/50 (1927), S. 894.

eine einzigartige wissenschaftliche und kulturelle Blüte. In der neuen sozialen Schicht der Angestellten bewegten sich nun auch berufstätige und ihrer Einstellung nach emanzipierte Frauen. Die gesamte Gesellschaft ist im Aufbruch. Die Vermutung liegt nun nicht weit, dass sich analog zu neuen Frauen- auch neue Männerbilder entwickelt haben könnten – ja müssten – sofern davon auszugehen ist, dass Geschlechtsidentitäten in einflussreichen Beziehungen zueinander stehen und die starken hierarchischen Strukturen, in welche Männlichkeiten bis dahin verstrickt waren, ihre Macht über sie – nicht zuletzt als Folge der Desillusionierung des Ersten Weltkriegs – verloren haben. Im Hinblick auf die Umwälzungen der vergangenen zehn Jahre scheint es kaum möglich, dass die Geschlechterkonstruktionen der späten Weimarer Republik unverändert an die der Vorkriegszeit anknüpfen.

Methodisch stützt sich diese Untersuchung auf die Erkenntnisse der in der Tradition der Gender Studies stehenden Men's Studies und versucht, deren interdisziplinären Anforderungen gerecht zu werden. Demnach wird zunächst definiert, was unter Männlichkeit verstanden werden soll und ein Forschungsüberblick über relevante soziologische Theorien zur Männlichkeit einerseits und zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit dem Konzept andererseits gegeben. Um die in den untersuchten Romanen vorherrschenden Fiktionen von Männlichkeiten und ihre Konstruktionslogik verstehen zu können, ist es essenziell, die Entstehung von militarisierten Männlichkeiten nachzuzeichnen. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Entflechtung der letztlich bis heute verwobenen Begriffe von Männlichkeit, Militarismus und Nation, zu deren Verknüpfung die im 19. Jahrhundert aufkommende Institution des Männerbundes wesentlich beigetragen hat.

Die Ende der 20er Jahre entstehenden Kriegsromane werden in kriegsbejahende und kriegskritische Texte (im folgenden auch Prokriegsromane und Antikriegsromane genannt) unterschieden². Während Prokriegsromane die Notwendigkeit und teilweise die *Herrlichkeit* des Krieges unterstreichen und überwiegend nationalen und völkischen Charakter haben, sprechen Antikriegsromane sich gegen den Krieg aus und weisen meist linkspolitische

² Vgl. Gollbach, Michael: Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur: Zu den Frontromanen der späten Zwanziger Jahre, Kronberg/Ts: Scriptor-Verl 1978.

Tendenzen auf³. Im Zuge der literaturwissenschaftlichen Analyse werden jeweils zwei exemplarische Vertreter der beiden Subgenres herangezogen: Josef Magnus Wehner, *Sieben vor Verdun* (1930), Franz Schauwecker, *Aufbruch der Nation* (1930), Ludwig Renn, *Krieg* (1928) und Edlef Köppen, *Heeresbericht* (1930), wobei die beiden erstgenannten als Prokriegsromane, die beiden letzteren als Antikriegsromane gelten. Die Vermutung liegt nahe, dass die unterschiedlichen politischen Intentionen, die kriegsbejahenden im Gegensatz zu kriegskritischen Texten zugrunde liegen, divergierende Bilder von Maskulinität aufgreifen und festschreiben.

Die literaturwissenschaftliche Analyse der vier zur Untersuchung herangezogenen Frontromane stützt sich vor allem auf die Thesen Raewyn Connells zur *Hegemonialen Männlichkeit*⁴. In diesem Zusammenhang wird versucht, soziale Relationen hinsichtlich Hierarchie einerseits und Bindungsstrukturen andererseits zu beleuchten. Dafür werden zunächst die in den Romanen festgeschriebenen Leitbilder von Männlichkeit dargestellt und analysiert. Im Zentrum der Untersuchung steht dabei, welche Bilder von Hegemonialer Männlichkeit in den Anti- im Gegensatz zu den Prokriegsromanen entworfen werden und wie diese im zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Umfeld gedeutet werden können. Jene Männer, die dem militärischen Leitbild von Maskulinität am ehesten gerecht werden, sind, so die These, die jeweils befehlshabenden Offiziere. Anhand der expliziten und impliziten Charakterisierungen dieser Figuren lässt sich das vom Autor in Zusammenhang mit seiner politischen Intention in das Werk eingeschriebene zeitgenössische Männlichkeitsideal aufspüren.

Die Beurteilung von Repräsentanten hegemonialer Männlichkeit durch die jeweiligen Protagonisten verspricht besonders im Gegensatz von Anti- und Prokriegsromanen interessant zu werden, sofern diese als Identifikationsfiguren in ihrem Handeln als Richtschnur für den zeitgenössischen Leser fungieren. Stehen sie in einem Verhältnis der *Komplizenschaft* zu ihnen und stützen so nicht nur das militärische System, sondern auch das Leitbild der militarisierten Männlichkeit oder können abweichende Tendenzen in Verhalten und Gedankengut ausgemacht werden? Wenn dem so ist – welche Spuren

³ Als prominentester Vertreter des Prokriegsromans gilt Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (1920). Der bekannteste Antikriegsroman ist sicher Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* (1929).

⁴ siehe Connell, Raewyn: *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, 3. Aufl., Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften 2006.

alternativer Männlichkeiten lassen sich in den untersuchten Romanen ausfindig machen?

Nicht zuletzt zur Klärung dieser Frage ist es notwendig, einen Blick auf die vom Soldatenkollektiv marginalisierten Männlichkeiten zu werfen, das sind Kriegsfreiwillige, Deserteure/Meuterer, Homosexuelle und nicht zuletzt feindliche Soldaten. Connell legt in *Der gemachte Mann* überzeugend dar, dass die Herstellung hegemonialer Männlichkeit wesentlich mit der Ausgrenzung marginalisierter Männlichkeiten zusammenhängt. Welches Verhalten bzw. welche Einstellungen zu einer Marginalisierung führen, lässt Rückschlüsse auf das herrschende Bild der idealen Männlichkeit zu, vor allem hinsichtlich seiner Unsicherheiten und Ängste. Auch auf diesem Feld gilt es, Unterschiede und/oder Gemeinsamkeiten zwischen den untersuchten Anti- und Prokriegsromanen zu untersuchen und die gewonnenen Resultate mit den gesellschaftspolitischen Gegebenheiten der Weimarer Republik zu vergleichen.

Die in allen Romanen thematisierte Kameradschaft der Frontsoldaten wird in einem nächsten Schritt bezüglich der ihr innewohnenden sozialen Bindungsstrukturen betrachtet. Gerade die Egalität der Kameradschaft bietet Platz für Eigenschaften und Verhaltensmuster, die die traditionelle Vorstellung von soldatischer Männlichkeit nicht beinhaltet. Deswegen bietet diese Form der soldatischen Vergemeinschaftung Potenzial für neue Ausprägungen von Männlichkeiten, die sich möglicherweise durch Gleichheit statt Hierarchie, Freundschaft statt *Partner-Gegnerschaft*⁵, sowie anteilnehmende und wertschätzende Interaktion auszeichnet. Da Pro- und Antikriegsromane ähnlich starken Wert auf die Darstellung von Kameradschaft legen, wird sich eine vergleichende Analyse als besonders spannend erweisen.

Ein weiterer Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf der Betrachtung der dargestellten Männerkörper. Wenn davon auszugehen ist, dass Gender eine soziale Praxis ist, die sich immer auch auf den Körper bezieht, muss diesem Thema eine eingehende Untersuchung gewidmet werden. Hierbei liegt das zentrale Interesse in den verschiedenen Einschreibungen von soldatischer Männlichkeit in den Männerkörper, ihren Strategien sowie den aus ihr resultierenden Ausformungen von Maskulinität. Dabei wird auf institutionell durchgeführte körperliche Zurichtungspraktiken im Sinne der Foucault'schen

⁵ zum Konzept der *Partner-Gegner* siehe Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.

„gelehrigen Körper“⁶ genauso eingegangen wie auf Einschreibungen des Krieges in den individuellen Männerkörper und die etwaigen Spannungen, die sich zwischen den beiden Formen ergeben. Inwiefern Anti- und Prokriegsromane unterschiedliche Männerkörper entwerfen und welche (politischen) Ziele sie damit verfolgen, soll in diesem Rahmen betrachtet werden.

Die Untersuchung des Soldatenkörpers leitet schließlich zur Analyse der soldatischen Identität über. Dabei wird zunächst zu klären sein, was die soldatische Identität von der zivilen unterscheidet. Ein besonderes Interesse liegt in diesem Zusammenhang auf der Herstellung militärischer Identität durch Initiations- bzw. *Einsetzungsriten*⁷ und deren Darstellung in den untersuchten Texten. Können analog zur institutionellen Zurichtung des Soldatenkörpers auch psychische Zurichtungen beobachtet werden? Dieser Frage wird hinsichtlich der Gestaltung des Innenlebens der Protagonisten v.a. in Hinblick auf die wilhelminischen Vorstellungen von männlichen Tugenden und ihren Repräsentationen bzw. Abweichungen in Pro- und Antikriegsromanen nachgegangen.

Die Leitfragen dieser Arbeit lassen sich gemäß dieser Ausführungen wie folgt zusammenfassen:

- Welche Unterschiede lassen sich zwischen Anti- und Prokriegsromanen hinsichtlich der dargestellten Maskulinitäten beobachten?
- Werden in den untersuchten Romanen neue Leitbilder entworfen, die von der als hegemonial zu betrachtenden soldatischen Männlichkeit abweichen?
- Welche Deutungen lassen die in den Romanen gezeichneten Männlichkeitskonzepte für das gesellschaftspolitische Umfeld der Weimarer Republik zu?

⁶ siehe Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977.

⁷ siehe z.B. Bourdieu: Die männliche Herrschaft.

2 Men's Studies

Dieses Kapitel soll die Entwicklung der Men's Studies nachzeichnen, von einer Konsequenz des politischen Feminismus hin zu einer wissenschaftlichen Disziplin. Es gibt eine Einführung in das interdisziplinäre Forschungsfeld und die theoretischen Grundlagen der Men's Studies.

Die so genannte zweite Frauenbewegung⁸ (Second Wave Feminism), die ab Ende der 1960er Jahre eine breite gesellschaftspolitische Diskussion auslöste, kämpfte gegen die männliche Vorherrschaft (Patriarchat) und die Ungleichbehandlung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts (Sexismus). Die Aktivistinnen der Frauenbewegung verlangten, dass Frauen den ihnen zustehenden Teil von Macht und Status innerhalb der Gesellschaft erhalten. Dieser Aufbruch zur Neupositionierung der Frau griff in die traditionellen männlichen Seinswelten ein, was dazu führte, dass zunehmend auch Männer ihre geschlechtliche bzw. gesellschaftliche Identität zu überdenken begannen.

Mitte der 1970er Jahre formierte sich die erste Männerbewegung in den USA, und auch in einigen europäischen Ländern entstanden Selbsterfahrungsgruppen nach dem Vorbild der Frauenbewegung. Innerhalb dieser Gruppen entwickelten sich vor allem zwei oppositionelle Tendenzen: Zum einen war man(n), in Anlehnung an den Feminismus, der Meinung, dass die traditionelle Männlichkeit nicht nur der Frau, sondern auch dem Mann schade; zum anderen fürchtete man(n) sich vor dem Verfall der gesellschaftlichen Ordnung, sobald Männer ihre traditionelle Rolle veränderten⁹.

Die Beschäftigung mit Männlichkeit brach tradierte Muster auf. Neue, durchaus divergierende kulturelle Codes etablierten sich: So entstand im Laufe der 1980er Jahre das Bild vom so genannten „Softie“, doch wurde andererseits das Stereotyp des stahlharten, erbarmungslosen Männerkörpers reinstalled, genannt seien die Filmhelden „Terminator“ oder „Rambo“.

⁸ Als erste Frauenbewegung wird jene um 1900 bezeichnet. Es geht hier im wesentlichen um Frauenwahlrecht, das Recht auf Bildung und Berufstätigkeit. Vgl. Babka, Anna: „Feministische Literaturtheorien“, in: Martin Sexl (Hrsg.): Einführung in die Literaturtheorie, Wien 2004, S. 191–222, hier S. 191, http://sammelpunkt.philo.at:8080/901/1/191_220.pdf (zugegriffen am 27.3.2012).

⁹ siehe Connell: Der gemachte Mann, S. 42f.

Anhand dieser kontroversen Bilder lässt sich gut demonstrieren, wie unterschiedlich die Auffassung von „wahrer Männlichkeit“ sein kann. Mit diesen Differenzen, ihrer Entstehung und ihren Auswirkungen beschäftigt man(n) sich ab der Mitte der 1980er Jahre akademisch: Im angloamerikanischen Raum entstehen die ersten universitären Men's Studies-Programme vor allem in den kulturanthropologischen Disziplinen¹⁰. Im deutschsprachigen Raum folgen erste wissenschaftliche Publikationen etwa zehn Jahre später.

Seither blühen die Men's Studies (oft innerhalb der Gender Studies) als interdisziplinäre Disziplin. Vor allem die Soziologie, die Geschichtswissenschaft, die Sozialanthropologie und die traditionell in Genderthemen bemühte Psychoanalyse liefern Untersuchungen und methodische Vorschläge.

Die wichtigsten Forschungsergebnisse fasst Walter Erhart in drei großen Punkten zusammen: Zunächst nennt er

die grundsätzliche *Historizität* der Kategorie „Männlichkeit“: die Annahme, dass sämtliche Vorstellungen und Bilder von Männlichkeit ebenso sozial und kulturell konstruiert sind wie die entsprechende Konstruktion von „Weiblichkeit“¹¹.

Dieser Eckpunkt resultiert genau genommen aus den Ergebnissen der Gender Studies, worauf später genauer eingegangen wird.

Die zweite wesentliche Erkenntnis sieht Erhart in der Entdeckung des Plurals¹². Damit sind einerseits die unterschiedlichen Varianten von Männlichkeit innerhalb einer Gesellschaft, andererseits die Menge an historischen Männlichkeitskonzepten gemeint. Walter Erhart und Britta Herrmann berufen sich auf die Erkenntnisse der Kulturanthropologie und der Identitätsforschung, wenn sie festhalten, dass es „den Mann“ im Sinne einer zeitlosen universalen Männlichkeit nicht gibt. Mittlerweile geht die Wissenschaft von einer Pluralität von Männlichkeiten aus, die nicht als Opposition zur Frau, nicht biologisch, sondern gesellschaftlich bestimmt sind¹³. Es gibt also nicht *eine* Männlichkeit, sondern viele verschiedene Männlichkeiten, abhängig vom sozialen, kulturellen,

¹⁰ Vgl. Erhart, Walter und Britta Herrmann: „Der erforschte Mann?“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart: Metzler 1997, S. 3–31, hier S. 7.

¹¹ Erhart, Walter: „Das zweite Geschlecht: ‚Männlichkeit‘, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht“, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30/2 (2008), S. 156–232, hier S. 161.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. Krammer, Stefan: „Fiktionen des Männlichen“, in: Krammer, Stefan (Hrsg.): MannsBilder, Wien: Facultas 2007, S. 15–36, hier S. 7.

ethischen Kontext einerseits, vom historischen Setting andererseits¹⁴. Diese Männlichkeiten stehen in konkreten Beziehungen zueinander, wie Raewyn Connell in ihrem grundlegenden und viel zitierten Werk *Masculinities* (die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel *Der gemachte Mann*) festgestellt hat¹⁵. Connell liefert auch die Basis für das dritte wesentliche Forschungsergebnis, die Einsicht, dass es Konflikte zwischen diesen verschiedenen Männlichkeiten gibt. Im Folgenden soll das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit nach Connell vorgestellt werden, da es die Grundlage der literaturwissenschaftlichen Figurenanalyse im Sinne der Men's Studies ist.

Connell erklärt, es gebe bisher vier wesentliche Definitionsmodelle von Männlichkeit, eine essenzialistische, eine positivistische, eine normative und eine semiotische. Das essentialistische Modell erhebt einen einzigen Aspekt zur Grundlage von Männlichkeit, z. B. „Risikofreudigkeit, Verantwortlichkeit, Unverantwortlichkeit, Aggression, die Energie des Zeus...“¹⁶ Wie man aus diesem Zitat erkennen kann, können die zugrunde liegenden Aspekte höchst unterschiedlich sein, woraus sich ihre Willkürlichkeit erkennen lässt.

Die Maxime des positivistischen Erklärungsversuches ist: „Männlich ist, wie Männer wirklich sind“¹⁷, was bedeutet, davon auszugehen, dass Träger von Männlichkeit lediglich ein solcher Mensch sein kann, „der einen Penis besitzt, ein Y-Chromosom und eine gewisse Menge an Testosteron.“¹⁸. Es wird also impliziert, dass Männer keine weiblichen bzw. Frauen keine männlichen Verhaltensanteile haben können, was nicht zuletzt den Ergebnissen der Psychoanalyse widerspricht. Die Schwachstelle dieses Ansatzes ist, dass er Vorannahmen und Typisierungen bereits voraussetzt.

Leitsatz einer normativen Definition ist, dass „Männlichkeit ist, wie Männer sein sollten.“¹⁹ Dabei wird Männlichkeit zur sozialen Norm erhoben, welcher Männer sich mehr oder weniger gut annähern können. Dieser Gedanke ergibt in weiterer

¹⁴ Vgl. Tholen, Toni: „Männlichkeitsforschung und Literatur: Auf der Suche nach sozialen und ästhetischen Formen eines künftigen Geschlechterdialogs“, *Weimarer Beiträge* 49/3 (2003), S. 418–432, hier S. 419.; Vgl. Erhart/Herrmann: „Der erforschte Mann“, S. 15.

¹⁵ *Masculinities* erschien erstmals 1995 bei Polity Press, Cambridge, unter der Autorschaft von Robert W. Connell. Neuere Auflagen werden unter Berücksichtigung der Transsexualität von Connell unter der Autorschaft von Raewyn Connell herausgegeben. Ich referiere auf Connell dementsprechend als Autorin.

¹⁶ Connell: *Der gemachte Mann*, S. 88.

¹⁷ Ebd., S. 89.

¹⁸ Ebd., S. 63.

¹⁹ Ebd., S. 90.

Konsequenz jedoch, dass der Großteil der Männer unmännlich sein muss, denn nur eine sehr kleine Minderheit von Männern wird dem Anspruch zu sein, wie sie sein sollten, gerecht werden können.

Das semiotische Modell geht von einem System symbiotischer Differenzen aus. Unserem Denken liegt demzufolge eine Struktur von binären Oppositionen zugrunde, was bedeutet, dass Männlichkeit sich darüber konstituiert, „Nicht-Weiblichkeit“ zu sein. Connell kritisiert, dass dieser Ansatz zu kurz greife, da er ohne eine individuelle Persönlichkeitsebene auskomme und „geschlechtsspezifische Positionierungen in Produktion und Konsumption, in Institutionen und in der natürlichen Umgebung, in sozialen und militärischen Auseinandersetzungen“²⁰ nicht miteinbeziehe. Dennoch liege seine große Leistung in der Herstellung einer Beziehung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit. Männlichkeit kann als Konzept unabhängig von Weiblichkeit nicht gedacht und deshalb auch nicht von ihr getrennt werden. Ein Wissen über Männlichkeit kann also nur generiert werden, wenn das Geschlechterverhältnis selbst Teil der Analyse ist.

Aufbauend auf diese Ausführungen definiert Connell Männlichkeiten folgendermaßen:

Männlichkeit ist [...] eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.²¹

Männlichkeit wird also durch bestimmte Handlungen hergestellt (*doing masculinity*), wobei Frauen und Männer männlich handeln können. Die spezifischen Arten, männlich zu handeln, haben Auswirkungen auf den Körper und die Persönlichkeit eines Individuums und damit für die gesamte Gesellschaft. Welche Handlungen Männlichkeiten herstellen, ist immer abhängig vom historischen Zeitpunkt und der jeweiligen Gesellschaft. Eine universelle Definition von Männlichkeit kann daher nicht gegeben werden, da Geschlechtsidentitäten dynamisch sind, sich also abhängig vom historisch-kulturellen Umfeld verändern.

²⁰ Ebd., S. 91.

²¹ Ebd.

2.1 Hegemoniale Männlichkeit

Connell beschreibt vier Beziehungsformen zwischen Männern: Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung. Auch diese sind immer als dynamisch zu betrachten, wobei man(n) sich seinen Männlichkeitsstatus nicht aussuchen kann.

Die hegemoniale Männlichkeit kann als das herrschende Männlichkeitsideal betrachtet werden. Michael Meuser bezeichnet sie als die „Orientierungsfolie des *doing masculinity*“.²² Ihm wohnt immer eine Autorität inne, die von (auch feministischen) Frauen und andersdenkenden Männern unangetastet bleibt.

Zu jeder Zeit wird eine Form von Männlichkeit im Gegensatz zu den anderen kulturell herausgehoben. Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).²³

Connell führt als wichtigstes Beispiel für die *Unterordnung* den Status homosexueller Männer an. Sie erfahren „politischen und kulturellen Ausschluß, kulturellen Mißbrauch [...], staatliche Gewalt [...], Gewalt auf den Straßen [...]“, sind Opfer von „wirtschaftlicher Diskriminierung und Boykottierung der Person.“²⁴ Männer sind Komplizen, sofern sie selbst zwar nicht das Ideal der hegemonialen Männlichkeit erfüllen, sehr wohl aber an den allgemeinen Vorteilen für Männer, die das Patriarchat bereithält (patriarchale Dividende), „mitnaschen“. ²⁵ Ihr großer Vorteil liegt darin, dass sie sich den Gefahren nicht aussetzen müssen, mit welchen die hegemoniale Männlichkeit zu kämpfen hat. Prinzipiell kann davon ausgegangen werden, dass sich unter diese Kategorie in realita die meisten Männer einordnen (lassen). In den behandelten Romanen kann man in dieser Position Soldaten sehen, die sich der militärischen Hierarchie unterordnen, weil sie davon überzeugt wurden/sind, dass dies ihr Platz und die richtige Form zu handeln ist und sie durch Vertreter hegemonialer Männlichkeit ständig daran erinnert werden.

²² Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, 2., überarb. und aktual. Aufl., Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 126. Hervorhebung folgt dem Originaltext

²³ Connell: Der gemachte Mann, S. 98.

²⁴ Ebd., S. 99.

²⁵ Vgl. Ebd., S. 100.

Während Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft als Relationen innerhalb der jeweiligen sozialen Geschlechterordnung betrachtet werden können, bezieht sich Marginalisierung vor allem auf die Kategorien Rasse und Klasse. Als zeitgenössisches Beispiel nennt Connell die symbolische Rolle farbiger Maskulinitäten für die Herstellung von weißen. Sie thematisiert vor allem die vorgenommene Reduktion auf ihre Körperlichkeiten und Sexualitäten.

2.2 Männerphantasien

Eine der ersten wissenschaftlichen Abhandlungen, die sich mit Männlichkeiten in der Literatur auseinandersetzt, ist Klaus Theweleits 1977/78 erschienenes zweibändiges Werk *Männerphantasien*. Theweleit beschäftigt sich mit der Frage, welche Faktoren den Nationalsozialismus bzw. die mit ihm einher gehende faschistische Männlichkeit hervorgebracht haben. Untersuchungsgegenstand seiner Arbeit sind Texte aus dem Umfeld der Freikorps, die er psychoanalytisch untersucht (v.a. Freikorpsromane, -biographien und -tagebücher).²⁶

Gefragt wird nach dem Wesen des „weißen Terrors“ und der Sprache der soldatischen Männer als einem Teil davon. Es geht also nicht nur um die Frage, was die Sprache der soldatischen Männer „aussagt“ oder „bedeutet“; vielmehr ist zu fragen, wie sie funktioniert: welche Rolle sie im Verhältnis des Mannes zur übrigen Realität spielt und wo ihr körperlicher Ort ist.²⁷

Ausgehend von Freuds Theorie des ödipalen Konflikts diagnostiziert Theweleit dem männlichen Subjekt einen *Körperpanzer*. Dieser entstehe als Folge jener Frustration, welche die gewaltsame Trennung des Sohnes von der begehrten Mutter mit sich bringe und sie gleichzeitig zum Objekt des Begehrens und aggressiver Ablehnung mache. Dem entspreche eine Spaltung des Frauenbilds in reine, „weiße“ Frauen und bedrohliche, weil sexualisierte „rote“ Frauen.²⁸

Deshalb grenze der Mann sich mit allen Mitteln von der Frau ab, z. B. durch Abwehr jeglicher Lustempfindungen. Am extremsten grenze sich der so genannte

²⁶ wobei er gleichzeitig die Methoden der Psychoanalyse kritisch hinterfragt.

²⁷ Theweleit, Klaus: *Männerphantasien* 1 + 2, 4. Aufl., München: Piper 2009, S. 33.

²⁸ Vgl. Stephan, Inge: „Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch men’s studies und Männlichkeitsforschung“, in: Benthien, Claudia und Inge Stephan (Hrsg.): *Männlichkeit als Maskerade: Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln: Böhlau 2003, S. 11–35, hier S. 25ff.

soldatische Mann, der als die hegemoniale Männlichkeitsform in faschistischen Systemen wie dem Nationalsozialismus gesehen werden kann, vom Weiblichen ab. Erkennbar sei dies in einer Angst vor dem Fließenden, Schleimigen oder Breiigen, wie Theweleit in der von ihm untersuchten Literatur nachweist. In weiterer Konsequenz müsse der (soldatische) Mann darum bemüht sein, jegliche lebendige Empfindung, sei sie nun physisch oder psychisch, abzulehnen, da sie die Gefahr berge, den *Körperpanzer* aufzulösen. Diese Angst vor der Auflösung, der Fragmentierung, liege den (soldatischen) Männerphantasien zugrunde und begründe ihre Handlungen.²⁹ Nach Theweleit definiert sich der soldatische Männerkörper also ausschließlich über die Abwehr gegenüber Frauen. In seinem 2002 erschienenen Artikel *Männliche Geburtsweisen* spricht er davon, dass die Abwehr gegenüber Frauen so weit gehe, dass der „Mann“ „die Verbindung zu ihrem Leib loswerden [wolle], nicht einmal aus ihm gekommen will er sein“.³⁰ Darüber hinaus setzt er aktuellen Performanz-Auffassungen und Maskerade-Theorien entgegen,

dass Männlichkeit nicht durch spielerische und zitathafte Inszenierung beliebig hergestellt oder durchkreuzt werden könne, sondern dass sie eine gewaltsame Form der gesellschaftlichen Her- und Zurichtung sei, in der der Anteil von Frauen an der Erzeugung und an der Pflege von Leben systematisch getilgt werde.³¹

Männlichkeit sei institutionell erzeugt, das erzeuge den Hass auf die Mütter und den gesellschaftlichen Ausschluss von Frauen. Männlich ist nach Theweleit also einerseits, wer nicht weiblich ist und andererseits, wer von Institutionen dazu gemacht wurde.

²⁹ Vgl. z.B. Bergmann, Franziska und Jennifer Moos: „Männer und Geschlecht“, *Freiburger Geschlechterstudien* 21 (2007), S. 14–37, hier S. 15; Lengwiler, Martin: „Die ‚Männerphantasien‘ von Klaus Theweleit: von einer klassischen Studie und ihrer Aktualität“, *Traverse* 1 (1998), S. 141–149, hier S. 143.

³⁰ Theweleit, Klaus: „Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper“, in: Steffen, Therese (Hrsg.): *Masculinities. Mythos - Realität - Repräsentation - Rollendruck*, Stuttgart: Metzler 2002, S. 2–27, hier S. 3.

³¹ Vgl. Stephan: „Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch men’s studies und Männlichkeitsforschung“.

2.3 Men's Studies in der Literaturwissenschaft

Die Men's Studies in der Literaturwissenschaft fußen auf den Erkenntnissen des akademischen Feminismus, dessen interdisziplinäre Ansätze in den Gender-, Queer- und Postcolonial Studies aufgegriffen und erweitert wurden. In diesem Kapitel soll veranschaulicht werden, welche Denktraditionen als wesentlich für eine Literaturwissenschaft der Men's Studies angesehen werden können. Es soll der Versuch unternommen werden, einen Bogen zu spannen – von der feministischen Theorie, mit einem Schwerpunkt auf der Dekonstruktion Derridas, über die Gender- und Postcolonial Studies – hin zu den New Men's Studies.

Die Protagonistinnen des akademischen Feminismus, der in den 1970er Jahren in den USA und Frankreich mit unterschiedlichen Ansätzen entstand, entwickelten die so genannten Woman's Studies³². Diese machten sich zum Ziel, sexuelle Stereotypen sowohl in den verschiedensten Sphären des Alltagslebens, als auch in der Kunst zu analysieren. Innerhalb der Literaturwissenschaft beschäftigen sie sich damit, die bisher vorherrschende androzentrische Perspektive auf die Literatur zu untersuchen und zu überwinden.

Dabei entstanden verschiedene Ansätze für die Literaturwissenschaft: *Frauenforschung*, *feministische Literaturwissenschaft* und *dekonstruktiver Feminismus*.

Die Frauenforschung konzentriert sich auf Texte von Frauen und Repräsentationen von Frauen in literarischen Texten, die feministische Literaturwissenschaft hingegen und, in noch größerem Ausmaß, der dekonstruktive Feminismus sind mit theoretischen und methodologischen Fragestellungen befasst.³³

Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, also dem biologischen Geschlecht im Gegensatz zum sozialen, können zuerst Susan Gubar und Sandra M. Gilbert in ihrem Buch *The Madwoman in the Attic* für die Literaturwissenschaft fruchtbar machen³⁴. Ohne diese grundlegende Annahme wären weder die Gender Studies, noch die sich daraus entwickelnden akademischen Men's Studies denkbar.

³² davor gab es eine männlich dominierte Forschung über Frauen. Erstmals nun akademische Auseinandersetzung von Frauen mit Frauen/Weiblichkeit. Vgl. Hof, Renate: „Die Entwicklung der ‚Gender studies‘“, in: Bussmann, Hadumod und Renate Hof (Hrsg.): *Genus: zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart: Alfred Kröner 1995, S. 2–33, hier S. 3.

³³ Babka: „Feministische Literaturtheorien“, S. 194.

³⁴ Ebd., S. 198.

Besonders bedeutend sind die Erkenntnisse des so genannten *Französischen Differenzfeminismus*, der sich an den Arbeiten von Jacques Derrida und Jacques Lacan³⁵ orientiert. Der Differenzfeminismus postuliert, dass Identität nichts Angeborenes sei, sondern durch Sprache - durch „Diskurse“ - hervorgebracht werde. Dementsprechend ist Identität nicht starr und unveränderlich, sondern vielmehr flexibel und wandelbar.³⁶ Die Einsicht, dass Sprache Wirklichkeit hervorbringt, sollte die Geisteswissenschaften grundlegend prägen. Man spricht vom so genannten *linguistic turn*. Aus dieser These folgt, dass auch geschlechtliche Identität nicht natürlich, sondern künstlich hervorgebracht -und damit veränderlich ist.

Jacques Derrida sieht in der Sprache (wie auch im Denken) eine bipolare Struktur. Diesen Umstand führt er darauf zurück, dass die der abendländischen Kultur zugrunde liegenden Denkmuster auf Dichotomien bzw. Oppositionspaare aufbauen, wobei jeweils ein Begriff von seiner Opposition abgeleitet wird, d. h. einer „stärker“ als der andere ist: z. B. Präsenz vs. Abwesenheit, Selbst vs. Anderes, Subjekt vs. Objekt, Gesetz vs. Chaos, und nicht zuletzt Mann vs. Frau.³⁷ Weiblichkeit wird dementsprechend von Männlichkeit abgeleitet, was durch verschiedene Faktoren traditionell gewachsen, aber nicht „natürlich“ oder gar unumstößlich ist.

Mit seiner Methode, Texte zu lesen, der *Dekonstruktion*, entlarvt er die scheinbar vorgegebenen Gegensätze als konstruiert – konstruiert für den Zweck, Herrschaft auszuüben.³⁸ Derrida stellt fest, dass auch Sprache sich am Männlichen orientiert. Sprache konstituiert zum einen also Identität und orientiert sich zum anderen am Männlichen. Sie stellt die Ungleichheiten und Hierarchien zwischen den Geschlechtern her.

Die Methode der Dekonstruktion wird von vielen WissenschaftlerInnen aufgegriffen und erweitert. Im Laufe der 1980er und 90er Jahre wird sie zu einer der wesentlichsten Methoden der Literaturwissenschaft mit hohem Prestige. Sie

³⁵ Jacques Lacan (1901-1981), Psychiater und Psychoanalytiker. Von ihm beeinflusste Psychoanalytikerinnen (Juliet Mitchell, Luce Irigaray) beschäftigten sich v.a. mit Weiblichkeit, sie bieten implizit aber auch Informationen zur Männlichkeit. (Vgl. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 38.)

³⁶ Vgl. Babka: „Feministische Literaturtheorien“, S. 198.

³⁷ Vgl. Ebd.; Diese Opposition liegt der soziobiologisch-konservativen Auffassung der Geschlechter zugrunde. Vgl. auch Horlacher, Stefan: *Masculinities: Konzeptionen von Männlichkeit im Werk von Thomas Hardy und D. H. Lawrence*, Tübingen: Narr 2006, S. 44.

³⁸ Vgl. Babka: „Feministische Literaturtheorien“, S. 199.

ist der Ausgangspunkt der feministischen und gendertheoretischen Literaturwissenschaften, und damit gleichzeitig auch die Grundlage für eine Literaturtheorie der Men's Studies.

Der Fokus auf die sprachliche Verfasstheit von Identität führte in den 1980er und 1990er Jahren zu einem Perspektivenwechsel innerhalb der feministischen Literaturtheorie: von historischen oder kultursoziologischen Zugangsweisen zu dekonstruktiven, diskurstheoretischen Ansätzen; vom Problem, weibliche Subjektivität und Identität zu konzeptualisieren, zur Differenzierung und Dekonstruktion von Identitäten; von der Annahme gesicherter weiblicher Subjekte [...] zu *Metaphorisierung* von Weiblichkeit; von politisch motivierten Fragestellungen hinsichtlich der Diskriminierung von Frauen zur Analyse des Konstruktionscharakters von Geschlechtsidentitäten; von der so genannten Frauenforschung zu den Gender Studies bzw. in weiterer Folge zu Men's Studies und Queer Studies.³⁹

Seit der Mitte der 1990er Jahre haben die Gender Studies den akademischen Feminismus erweitert und teilweise ersetzt. Man spricht vom so genannten *gender turn*.

Die Gender Studies gehen von einem neuen „dezentrierten“ Subjektsbegriff aus. Wurde das Subjekt bis dahin als abgeschlossenes, einheitliches Ganzes betrachtet, wird es nun „als *Konstrukt* und *Effekt* von Ideologie, von Sprache oder von Machtverhältnissen, die diskursive und disziplinierende, subjektivierende und unterwerfende Praktiken umfassen“⁴⁰, angesehen. Es wird also durch gesellschaftliche Diskurse erst hervorgebracht und ist damit veränderlich. Anna Babka beschreibt das Subjekt als einen dynamischen „Kreuzungspunkt sexueller, geschlechtlicher, ›rassischer‹, klassenabhängiger, ethnischer etc. Identifikationen.“⁴¹ Die Einflüsse der *Differenzkategorien* Sexualität, Geschlecht, „Rasse“, Klasse und Ethnie auf das Subjekt werden nun untersucht und ihre Interaktionen und deren Auswirkungen sichtbar gemacht.⁴²

Das vielleicht größte Verdienst der Gender Studies liegt darin, die Erforschung der Gender-Identitäten auch auf andere Gender als Weiblichkeit auszudehnen: Sie eröffnen damit das Forschungsfeld für z. B. queere, schwule und lesbische

³⁹ Vgl. Ebd., S. 213.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vor allem die Postcolonial Studies beschäftigen sich mit Herrschaftsverhältnissen außerhalb der Kategorie Geschlecht.

oder transgender Identitäten und endlich auch für Männlichkeiten und setzen diese Geschlechtsidentitäten in Beziehungen zueinander.⁴³

Gayatri Chakravorty Spivak und Barbara Johnson stellen fest, dass die wesentlichen Differenzen nicht zwischen den Geschlechtern liegen, sondern *innerhalb* derselben. Das bedeutet, dass es z. B. eine unglaubliche Bandbreite von verschiedenen Männlichkeiten gibt, die sich voneinander viel mehr unterscheiden, als von einzelnen Weiblichkeiten. Diese Annahme der *Pluralität* gilt als wegweisend für die Men's Studies.

Barbara Johnson entwickelt die Dekonstruktion in diesem Sinne weiter: Sie plädiert dafür,

Texte nicht auf stimmige Zusammenhänge, auf eindeutige Sinngebung, auf Entschlüsselung zu lesen, sondern Texte ›gegen den Strich‹ zu lesen, also das darin Marginalisierte und Verdrängte zu identifizieren und die patriarchalische und hegemoniale (Argumentations-) Struktur eines Textes zu demontieren.⁴⁴

Ein weitere wichtige Erkenntnis der Gender Studies gewinnt in der Literaturwissenschaft an Bedeutung: Die grundsätzliche Historizität der Kategorie Gender. Wenn Geschlecht von gesellschaftlichen Diskursen konstruiert wird und wenn sich diese Diskurse im Laufe der Zeit verändern, so müssen sich auch die Vorstellungen von Gender ändern. Damit ist Gender abhängig vom historischen Kontext. Für die Literatur bedeutet das, wenn „Geschlechtlichkeit nicht nur im Lichte eigener Vorstellungen gesehen werden sollen, muß Gender im Kontext der Zeit betrachtet werden, in der das jeweilige literarische Werk entstand.“⁴⁵

Wenn auch die Wurzeln der Men's Studies unbestritten in der feministischen Theorie liegen, steuern die Queer Studies einen großen Teil ihrer theoretischen Basis bei.

Queer bezeichnet im allgemeinen „verkehrte“ und „nicht normale“ Formen der geschlechtlichen und sexuellen Orientierung; die neue Verwendung des Begriffs resultiert aus einer Fortentwicklung und immanenten Kritik des Begriffs gender, der die historisch unterschiedlichen und „abweichenden“ Formen der Sexualität und der sexuellen Orientierung stets in binäre zweigeschlechtliche Konzepte zwingt und so der prinzipiellen Instabilität von „Geschlecht“ nicht gerecht wird.⁴⁶

⁴³ Hof: „Die Entwicklung der ‚Gender studies‘“, S. 4.

⁴⁴ Babka: „Feministische Literaturtheorien“, S. 210.

⁴⁵ Feldmann, Doris: „Literaturwissenschaft, New Men's Studies und das Drama der englischen Renaissance“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart: Metzler 1997, S. 134–148, hier S. 137.

⁴⁶ Erhart/Herrmann: „Der erforschte Mann“, S. 363.

So haben die Queer Studies das Werkzeug dazu geliefert, Maskulinität sowohl als ein System von Machtverhältnissen zwischen Männern, aber auch zwischen Männern und Frauen zu untersuchen.

Prinzipiell beschäftigen sich die Queer Studies, die sich aus den Gay und Lesbian Studies entwickelt haben, mit jenen Identitäten, die von den gesellschaftlich konstruierten Normen betreffend Körper (Sex), Gender und Begehren abweichen. Maßgeblich dafür ist vor allem Judith Butlers Feststellung, dass nicht nur Geschlechtsidentitäten, sondern auch die Materialität des Körpers (des biologischen Geschlechts) durch Diskurse hergestellt wird. Das gesamte menschliche Sein rekuriert demnach auf Narrative. Anna Babka fasst Butlers Überlegungen folgendermaßen zusammen:

In dem Moment, in dem ein bestimmtes Geschlecht *beschrieben* wird, wird es auch *konstruiert*. Der einzige Weg, die Vorstellung eines bestimmten Geschlechts für uns verständlich zu machen, läuft über eine Beschreibung, die eine kulturelle Artikulation und keine naturgegebene Sache ist.⁴⁷

Ein Grundbegriff der Queer Theory ist jener der *Heteronormativität*. *Heteronormativität* bedeutet im Wesentlichen, dass (in der heutigen Gesellschaft) das heterosexuelle Begehren als Norm betrachtet wird. Judith Butler führt in diese Diskussion ihr Konzept der *heterosexuellen Matrix* ein. Die *heterosexuelle Matrix* beschreibt die Praktiken der Gesellschaft, die natürliches Geschlecht (Sex) und soziales Geschlecht (Gender) *zwangsweise* miteinander verknüpfen und genauso wie das heterosexuelle Begehren als *natürlich* betrachten. Es werden also eindeutig zuordenbare Körper vorausgesetzt, die es in realita nicht gibt: Mann und Frau und nichts dazwischen. Wie Mann und Frau sich zu verhalten haben hängt demnach von ihrem jeweiligen Körper ab, der nur die eine jeweils „passende“ Geschlechtsidentität zulässt. Dass Männer sich wie Frauen verhalten wird als „unnatürlich“ empfunden und umgekehrt. Dazu gehört, dass das Ziel sexuellen Begehrens nur ein gegengeschlechtlicher Partner sein kann. Alle Abweichungen bzw. Zwischenstufen werden als *unnatürlich* angesehen und abgewertet. Nur Frau und Mann können demnach Subjektstatus erlangen.⁴⁸

⁴⁷ Babka: „Feministische Literaturtheorien“, S. 215.

⁴⁸ Vgl. Wagenknecht, Peter: „Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs“, in: Hartmann, Jutta u. a. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007,

Das Subjekt (das körperliche-, das soziale Geschlecht, sowie Begehrensstrukturen) wird nach Butler durch das wiederholte Zitieren von Normen hergestellt. Diesen Vorgang nennt sie *Performativität*. (Eine Person mit männlichen Geschlechtsorganen verhält sich einer männlichen Rolle entsprechend und begehrt gegengeschlechtliche Sexualpartnerinnen). Damit geht das „Verwerfen“ abweichender Kategorien einher (Mann ist nicht Frau, Mann verhält sich nicht als Frau, Mann begehrt keine Männer). Dadurch werden die abweichenden Kategorien und Personen, die diese Kategorien zu einem „Außen“, von dem es sich abzugrenzen gilt. Die Abgrenzung von solchen „Außenkategorien“ stellt damit die Subjektsidentität mit her.⁴⁹ Diese Konstruktion eines „Außen“ legt nahe, dass Heteronormativität gesellschaftlichen Machtverhältnissen, wie Rassismus und Klassismus zugrunde liegt. In Anbetracht dieser Ausführungen ist es für ein militärisches Umfeld, das sehr darauf bedacht ist, *Männlichkeit* herzustellen, essenziell, einen eindeutig zuordenbaren Männerkörper zu definieren und herzustellen und diesen in ein sexistisches, rassistisches und homophobes Umfeld einzubetten.

Ein kodifiziertes Set von Fragestellungen, nach welchem die Literaturwissenschaft vorzugehen hat, will sie sich der Men's Studies als Methode bedienen, gibt es nicht. Das liegt einerseits an der poststrukturalistischen Tradition der Men's Studies, andererseits auch daran, dass sie als Analyseverfahren innerhalb der Literaturwissenschaft noch verhältnismäßig jung sind. Dazu kommt, dass die Men's Studies eine interdisziplinäre Forschungsrichtung sind, die sich aus einer Vielzahl von Wissenschaften zusammensetzt. Einen fachspezifischen Fragenkodex zu entwerfen, würde die Offenheit und Kreativität im Umgang mit dem Thema vermutlich beschränken.

Stefan Krammer hat, angelehnt an die Gender Studies, einen Katalog zusammengestellt, der mögliche Forschungsfelder einer Literaturwissenschaft der Men's Studies aufzeigt: Er nennt die Kanonanalyse, die den Kanon bereits als „Instrument männlicher Macht“⁵⁰ gekennzeichnet hat. Weiters schlägt er die

S. 17–34; Vgl. Hartmann, Jutta u. a. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 191.

⁴⁹ Vgl. Holzleithner, Elisabeth: „Judith Butlers ‚Körper von Gewicht‘. Eine zitatförmige Abwägung“, http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.holzleithner/Zitatfoermige_Abwaegung.htm (zugegriffen am 20.9.2012).

⁵⁰ Krammer: „Fiktionen“, S. 27.

Untersuchung von Autorschaft als männlich geprägtes Gebiet vor. Was bedeutet hegemoniale im Gegensatz zu marginalisierter Autorschaft? Durch eine solche Herangehensweise würden AutorInnen als geschlechtliche Wesen gekennzeichnet, deren Erfahrungshorizont konstituierend für ihre Autorschaft sind. Ein weiteres Forschungsgebiet ergebe das männliche Lesen: Lesesozialisierungen bzw. Lesepraxen, die Genderidentitäten durch den soziokulturellen Erfahrungshorizont der Lesenden (mit)herstellen, können hier erforscht werden. Möglich sei auch eine Untersuchung hinsichtlich der Kategorien Gender und Genre. Eine besonders interessante Option ist die Analyse der Narration hinsichtlich einer *écriture masculine*. Dabei könnte die indigene „Maskulinität“ einer Narration durch ihre Form erkennbar gemacht werden.⁵¹ Eine Textanalyse hinsichtlich Erzählperspektiven und Erzählsituation könnte möglicherweise einen Einblick in die Geschaffenheit männlicher Allgemeinplätze ermöglichen. Der letzte und für diese Arbeit Ausschlag gebende Punkt betrifft die Figurenanalyse anhand hegemonialer Männlichkeiten – immer auch in Beziehung zu weiblichen Figuren „insbesondere in Hinblick darauf, welche Rolle die Figuren in der Reproduktion gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse spielen“⁵².

Raewyn Connells Modell der hegemonialen Männlichkeit wird in der Literaturwissenschaft als fruchtbare Grundlage der (Figuren)-Analyse betrachtet. Connells Vorschlag ermöglicht, „Männlichkeiten in zwei Richtungen als relationale Kategorie zu etablieren, insofern er Männlichkeit in Bezug auf Weiblichkeit, aber auch in Bezug auf andere Männlichkeiten analysierbar macht.“⁵³

Dabei muss berücksichtigt werden, dass es sich bei Connells Theorie um eine soziologische handelt, die nicht unreflektiert auf fiktive Texte übertragen werden kann. Die Soziologin Connell interpretiert empirische Studien zur gesellschaftlichen Realität, wohingegen die Literaturwissenschaft sich auf fiktive Texte bezieht. Das bedeutet einen grundlegenden Unterschied im Forschungsgegenstand.⁵⁴

⁵¹ Vgl. Ebd.

⁵² Ebd., S. 30.

⁵³ Tholen, Toni: „Männerbilder im Wandel? Beobachtungen zur Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts“, in: Hindinger, Barbara und Martin-M. Langner (Hrsg.): „Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?“ Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München: Iudicium-Verl 2011, S. 282–310, hier S. 283.

⁵⁴ Tholen: „Männlichkeitsforschung und Literatur: Auf der Suche nach sozialen und ästhetischen Formen eines künftigen Geschlechterdialogs“, S. 420.

Selbstverständlich ist es möglich, in literarischen Texten Männerbilder zu finden, die sich mehr oder weniger eindeutig der soziologischen Kategorie hegemonialer oder marginalisierter Männlichkeit zuordnen lassen. Darin aber kann sich eine die ästhetische Komplexität des Textes berücksichtigende Lektüre nicht erschöpfen. Literatur bildet nicht soziologische Kategorien und Tatbestände einfach ab, sondern stellt sie ästhetisch dar. Darstellung heißt hier, dass der Text sie ästhetisch-narrativ (re)inszeniert und dabei die Möglichkeit entsteht, dass scheinbar feststehende Männerbilder und Männlichkeitskonstrukte in ihrer Vielschichtigkeit und wechselseitigen Überlappung sowie in ihrer Ambiguität und Brüchigkeit, und schließlich auch in ihrer Wandelbarkeit bzw. in ihrem utopischen Potenzial wahrnehmbar und darüber hinaus Gegenstand der Reflexion werden können.⁵⁵

Besonders wichtig für eine literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung ist Connells Aspekt der Kathexis. Damit bezeichnet sie emotionale Bindungsstrukturen. Gerade die Literatur zeichnet solche Bindungsstrukturen mitunter sehr genau nach.⁵⁶

Die literarischen Konstruktionen emotionaler Beziehungen und psychischer Zustände männlicher und weiblicher Protagonisten sind naturgemäß vielfältig. Sie sind dabei abhängig von den jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Das macht es gerade beim Versuch, allgemeine literaturwissenschaftliche Überlegungen im Hinblick auf die Männlichkeitsforschung anzustellen, nötig, diese auf einen bestimmten Zeitraum zu beziehen.⁵⁷

Stefan Horlacher stellt einen Rahmen her, innerhalb dessen eine Literaturwissenschaft der Men's Studies sinnvoll angewandt werden kann. Es gelte zunächst, „die soziologische, psychologische und anthropologische Dimension von Männlichkeit zu erfassen“. Außerdem müsse festgelegt werden, was unter Männlichkeit verstanden werden soll. Im Sinne eines literaturwissenschaftlichen Arbeitens müssten Ko-Text und Kontext betrachtet und darüber hinaus die spezifischen Qualitäten des Mediums Literatur und seiner Schriftlichkeit mitreflektiert werden.⁵⁸

Diese Arbeit versucht zunächst, die geschichtlichen Voraussetzungen zu skizzieren, innerhalb deren die untersuchten Romane zu verorten sind. Damit soll der erste wesentliche Eckpunkt der Men's Studies gewährleistet werden:

⁵⁵ Tholen: „Männerbilder im Wandel?“, S. 284.

⁵⁶ Vgl. Tholen, Toni: „Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion.“, in: Scholz, Sylka und Weertje Willms (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt, Berlin: LIT 2008, S. 216–230, hier S. 222.

⁵⁷ Ebd., S. 222f.

⁵⁸ Horlacher: Masculinities, S. 38.

Historizität. Die Autoren haben ein bestimmtes Verständnis von Männlichkeit, welches in ihre Arbeit bewusst oder unbewusst einfließt. Dieses wird von der sie umgebenden Gesellschaft hergestellt und perpetuiert.

Zum Punkt Historizität ist außerdem anzumerken, dass alle untersuchten Romane militarisierte Männlichkeiten thematisieren. Daraus resultiert ein zweiter Anspruch darin, herzuleiten, durch welche gesellschaftspolitischen Prozesse eine solche Männlichkeit entstanden ist. Dabei wird vorausgesetzt, dass ein Mann weder zum Soldat geboren wird, noch dass ein ihm gleichsam innewohnender Krieger hervorbricht, sobald er dem Kriegsgeschehen ausgesetzt ist. Für die *Soldatwerdung*, die zeitgenössisch oftmals synonym zu Mannwerdung verstanden wird, ist die Institution Männerbund entscheidend.

Ein dritter Fokus soll auf die politischen Anliegen der Romane gelegt werden. Die These, dass die Vorstellungen von Männlichkeit und Nation eng miteinander verknüpft sind bzw. es zum Zeitpunkt der Romanproduktion waren, wird dafür eine wesentliche Rolle spielen. In diesem Zusammenhang soll auf die Fragen eingegangen werden, ob bzw. inwiefern sich Männlichkeitsbilder in Anti- bzw. Prokriegsromanen unterscheiden und inwiefern die Kriegsromane an den Männlichkeitsentwürfen der Weimarer Republik mitschreiben.

Die beiden anderen Eckpunkte der Men's Studies, Pluralität und Relationalität sollen durch die Figurenanalyse in Anlehnung an die Theorie zur Hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell hergestellt werden. Verschiedene Männlichkeiten sollen auf diesem Weg transparent gemacht und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Dies geschieht zunächst durch eine Analyse der „zwischenmännlichen“ Machtverhältnisse, indem Leitbilder, Komplizenschaft und Ausgrenzungen untersucht werden. Soziale Bindungsstrukturen sollen durch den Vergleich der Darstellungen von Kameradschaft betrachtet werden. Abschließend wird auf die Einschreibungen von Machtformen auf die individuellen und kollektiven Männerkörper und -identitäten im Kriegsroman eingegangen.

3 Männlichkeitskonzepte der Moderne

Dieser Abschnitt widmet sich der Entstehung des Geschlechterbildes der Moderne, um einen sozio-kulturellen Rahmen für die Werkanalysen des zweiten Teils der Arbeit herzustellen.⁵⁹ Es wird veranschaulicht, wie sich das Geschlechterbild anhand zweier einschneidender Paradigmenwechsel seit dem Beginn der Moderne verändert hat. Anschließend wird genauer auf die spezifischen Verbindungen von Männlichkeit, Nation und Militär eingegangen.

Eine radikale Neuordnung der Geschlechter setzt sich um etwa 1800 durch, die ich (mit Sabine Mehlmann) als ersten grundlegenden Paradigmenwechsel der Geschlechterordnung bezeichnen möchte⁶⁰: das biologisch fundierte Zweigeschlechtermodell findet Verbreitung. Bis zum 18. Jahrhundert kann nicht von einem bipolaren Geschlechtermodell gesprochen werden. Bis dahin wurde – in griechischer Tradition – angenommen, dass Mann und Frau zwei Ausprägungen ein und desselben Ganzen seien. Das heißt im Wesentlichen, dass die Frau als unvollkommener Mann angesehen wurde.

Ab etwa 1800 etabliert sich der Gedanke von der grundsätzlichen Unterschiedlichkeit des weiblichen und männlichen Körpers. Aus der anatomischen wird in weiterer Konsequenz auf eine grundlegende Differenz von männlichen und weiblichen Charakteren und ihrer „soziokulturellen Bestimmung“ geschlossen.⁶¹ Wird dem männlichen Körper Stärke und Überlegenheit zugeschrieben, so wird sie nun auch auf seine charakterlichen und geistigen Fähigkeiten projiziert. Aus ihrer geistigen Höherstellung ergibt sich die Auffassung, dass Männer das allgemein Menschliche schlechthin verkörperten.

Während die Frau aufgrund ihrer körperlichen Organisation und ihrer reproduktiven Funktionen den Gesetzen des Geschlechts unterworfen ist, gelten diese Gesetze für den Mann in paradoxer Einschränkung: Gerade der männliche Körper soll jene weitgehende Entbindung vom Geschlechtlichen ermöglichen, die den Mann qua Geschlecht zur Verkörperung des Allgemein-Menschlichen macht.⁶²

⁵⁹ Eine derart verkürzte Darstellung ist lediglich durch Verallgemeinerungen möglich. Es ist deshalb festzuhalten, dass zu jeder Zeit alternierende Bilder von Männlichkeiten und Weiblichkeiten existierten, die jedoch hauptsächlich im privaten Leben zu Tage traten.

⁶⁰ Vgl. Mehlmann, Sabine: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, Bielefeld: Transcript 2008, S. 37–55.

⁶¹ Vgl. Ebd., S. 39.

⁶² Ebd., S. 39f.

Diese Geisteshaltung führt zu einer Trennung der Lebenssphären der Geschlechter: Ab nun wird dem Mann die Gesellschaft, und damit Öffentlichkeit, Berufs- und Erwerbswelt, der Frau hingegen die Gemeinschaft, also Haus, Familie und Intimität, zugeordnet.⁶³

Über die Herstellung von Geschlechtsidentitäten im 19. Jahrhundert schreibt Ute Frevert zusammenfassend:

Nie zuvor ist derart breit und kontinuierlich über die Differenz der Geschlechter und ihre Folgen für die soziale, ökonomische, kulturelle und politische Praxis gesprochen und geschrieben worden. [...] Zugleich erlebte das 19. Jahrhundert eine Gründungswelle höchst einflussreicher und nachhaltiger Institutionen, in denen die Geschlechterdifferenz verankert, festgeschrieben und praktisch kommuniziert wurde: [...] Dazu gehören die Institutionen der allgemeinen Schulpflicht [...]; dazu gehören des weiteren das sogenannte allgemeine, aber geschlechterpolitisch hochexklusive Wahlrecht und die flankierenden Organisationen (Parlament, Parteien, politische Vereine); dazu gehören drittens die Institutionen der allgemeinen Wehrpflicht, die ebenfalls geschlechterpolitisch hochexklusiv war, und die entsprechenden militärischen Organisationsformen.⁶⁴

Ende des 19. Jahrhunderts erfährt das biologistische Geschlechtermodell durch das Aufkommen der Frauen-, Homosexuellen-, Jugend- und Arbeiterbewegungen einerseits und die neuen Wissenschaftsgebiete andererseits gravierende Erschütterungen. Es kommt zum zweiten einschneidenden Paradigmenwechsel in der Geschlechterordnung der Moderne: Die Geschlechtsidentität wird nun nicht mehr biologisch, sondern psychologisch hergeleitet. Vorbedingung dafür ist, dass Männlichkeit nicht mehr als die geschlechtsneutrale Vernunft schlechthin (im Sinne der Aufklärung) betrachtet, sondern nun ebenfalls „verleiblicht“ wird.

Vorarbeit dafür leistet bereits Charles Darwins Evolutionstheorie.⁶⁵ Er setzt den männlichen Sexualtrieb, den er als größer einstuft als den weiblichen, mit einer treibenden Kraft innerhalb der Evolution gleich. Darwin übernimmt die biologistischen Geschlechtszuschreibungen und beweist dadurch wenig verwunderlich die Dominanz der Männlichkeit aufs Neue. Die Frau wird zur Brutstatt, die das Resultat des jeweils besten (männlichen) Erbmaterials gebiert.

⁶³ Vgl. Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn: „Statt einer Einleitung. Männlichkeiten und Moderne – Pathosformeln, Wissenskulturen, Diskurse“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, Bielefeld: Transcript 2008, S. 9–23, hier S. 10.

⁶⁴ Frevert, Ute: „Männer(T)Räume“, *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11/3 (2000), S. 111–123, hier S. 114.

⁶⁵ *Über die Entstehung der Arten* wurde 1860 auf Deutsch erstveröffentlicht.

„Weiterentwickelt“ wird demnach ausschließlich das männliche Geschlecht, was die körperliche und geistige Überlegenheit des Mannes über die Frau begründet. Wichtig für die Veränderung des Männlichkeitsbildes ist bei Darwin, dass er Männlichkeit wieder an den männlichen Körper knüpft. Nur durch die größere Triebhaftigkeit des Mannes entstehe größere Variabilität und damit auch größere Entwicklungsfähigkeit.⁶⁶

Eine weitere wesentliche Grundbedingung für den zweiten Paradigmenwechsel liefert Richard von Krafft-Ebing mit seiner medizinischen Abhandlung *Psychopathia sexualis* (1886). Darin verschränkt er Körper und Begehren wesentlich miteinander. Die monogame Heterosexualität wird als die höchste zivilisatorische Form von Sexualität betrachtet, als *normal* und *gesund*.

Ist die sexuelle Entwicklung eine normale, ungestörte, so gestaltet sich ein bestimmter, dem Geschlechte entsprechender Charakter. Es entstehen bestimmte Neigungen, Reaktionen im Verkehr mit Personen des anderen Geschlechts, und es ist psychologisch bemerkenswert, wie verhältnismäßig rasch sich der bestimmte, dem betreffenden Geschlechte zukommende seelische Typus herausentwickelt.⁶⁷

Abweichendes Begehren wird Krafft-Ebing zufolge als pathologisch verurteilt. Er diagnostiziert dem Mann einen aktiven und lebhaften, auf Frauen gerichteten Sexualtrieb, der allerdings nur episodenhaft auftritt, während jener der Frau passiv, schwächer und kontinuierlich ist. Im „Normalfall“ wandle ihr Sexualtrieb sich zur Mutterliebe. Da der Sexualtrieb des Mannes nur von Zeit zu Zeit in Erscheinung trete, habe der Mann im Gegensatz zur Frau die Voraussetzungen, um ein kulturschaffendes Wesen zu sein.

Krafft-Ebing beschreibt in seiner *Psychopathia sexualis* „abweichende“ Formen des sexuellen Begehrens. Um die Jahrhundertwende beschäftigen sich die Naturwissenschaften eingehend mit den verschiedenen Ausprägungen von Sexualität, Geschlecht und Begehren. Die Tatsache der Varianz derselben, zusammen mit den gesellschaftspolitischen Auswirkungen der Frauen- und Homosexuellenbewegung mündet in eine „Krise des Geschlechterwissens“ um 1900.⁶⁸

⁶⁶ Vgl. Mehlmann: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, S. 41 f.

⁶⁷ Krafft-Ebing, Richard v.: *Psychopathia sexualis*. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung, München: Matthes & Seitz 1993, S. 225.

⁶⁸ Mehlmann: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, S. 46.

Die wesentlichen Theoretiker, die den Wandel vom biologisch zum psychologisch fundierten Geschlechterbild vollziehen, sind Otto Weininger und Sigmund Freud. Otto Weininger stützt seine 1903 erschienene antifeministische und antisemitische Dissertation *Geschlecht und Charakter* auf die Überzeugung, dass es nicht die körperlichen Unterschiede seien, die die Differenz zwischen Frau und Mann ausmachen, sondern die geistigen. Diese versucht er in seiner Arbeit zu systematisieren. Er geht von einer grundsätzlichen Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen aus, wobei der reale Mensch sich aus verschiedenen großen männlichen und weiblichen Anteilen „zusammensetze“. Ein „normaler“ Mann habe ihm zufolge mehr männliche als weibliche Anteile. Eine „reine“ Männlichkeit bzw. Weiblichkeit gibt es, nach Weininger, in der Realität nicht. Er definiert jedoch idealtypische, „reine“ Geschlechtscharaktere. So sei die „reine Männlichkeit“ Repräsentant des allgemein Menschlichen, während die „reine Weiblichkeit“ sich ausschließlich auf die Verkörperung des Sexuell-Geschlechtlichen beschränke.

Das vollkommen weibliche Wesen kennt weder den logischen noch den moralischen Imperativ, und das Wort Gesetz, das Wort Pflicht, Pflicht gegen sich selbst, ist das Wort, das ihm am fremdesten klingt.⁶⁹

Persönlichkeit und Individualität, (intelligibles) Ich und Seele, Wille und (intelligibler) Charakter – dies alles bezeichnet ein und dasselbe, das im Bereiche des Menschen nur M zukommt und W fehlt.⁷⁰

Damit versucht Weininger, die sich zunehmend verbreitende Vorstellung der „Verleiblichung“ von Männlichkeit abzuwenden.⁷¹

Sigmund Freud

[...] stellt die kausale Beziehung zwischen anatomischen und psychischen Geschlechtscharakteren einerseits und die Verknüpfung von geschlechtlicher Identität mit der Ausrichtung des sexuellen Begehrens andererseits zur Disposition.⁷²

In seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung (1906) postuliert er, dass sich das „normale“ heterosexuelle Begehren aus einer „infantilen polymorph-perversen und bisexuellen Anlage“ erst entwickeln müsse.⁷³ Er geht davon aus,

⁶⁹ Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter*, München: Matthes & Seitz 1980, S. 239.

⁷⁰ Ebd., S. 241.

⁷¹ Vgl. Mehlmann: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, S. 46ff.

⁷² Ebd., S. 50.

⁷³ Vgl. Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1999, S. 93.

dass beide Geschlechter zunächst psychologisch männlich seien und erst durch einen „konfliktträchtigen und störungsanfälligen“ Prozess zu ihrer „normalen“ Geschlechtsidentität fänden. Freud stellt damit einen Zusammenhang zwischen Körpergeschlecht, Psyche und Begehren her, der sich durch einen psychischen Vorgang „richtig“ (ein Mann mit körperlich männlichen Geschlechtsmerkmalen entwickelt eine männliche Geschlechtsidentität und ein heterosexuelles Begehren; analog für die Frau) oder falsch konstituiert.

Auch das weibliche Geschlecht entwickelt einen Ödipuskomplex, ein Über-Ich und eine Latenzzeit. Kann man ihm auch eine phallische Organisation und einen Kastrationskomplex zusprechen? Die Antwort lautet bejahend, aber es kann nicht dasselbe sein wie beim Knaben. Die feministische Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter trägt hier nicht weit, der morphologische Unterschied muß sich in Verschiedenheiten der psychischen Entwicklung äußern. Die Anatomie ist das Schicksal, um ein Wort Napoleons zu variieren.⁷⁴

Auch Freud perpetuiert die männliche Dominanz: Indem er dem Mann im Gegensatz zur Frau die vollständige Überwindung des Ödipuskomplex diagnostiziert und die Fähigkeit seinen Sexualtrieb auf geistige Leistungen umzulenken. Diese Leistung vollbringt der Mann aufgrund seines „Phallus“. Die Frau wird als Mängelwesen konstruiert, da ihr der „Phallus“ fehlt. Dementsprechend kann sie nicht als Kulturträgerin fungieren.⁷⁵

Der Erste Weltkrieg wird von großen Teilen der Gesellschaft als Gelegenheit für Männer betrachtet, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Während des Krieges verrichten Frauen Erwerbsarbeit, um die fehlende Arbeitskraft der an der Front eingesetzten Männer zu ersetzen. Nach dem Krieg lassen sie sich nicht mehr so einfach an den Herd verbannen. Die sich neu etablierende Schicht der Angestellten bietet auch den Frauen Platz, wenn auch zu schlechten Bedingungen und niedrigster Bezahlung.

Durch den Schlag, den die preußische Männlichkeit aufgrund der Niederlage im Ersten Weltkrieg erhalten hat und die Bereiche, welche die Frauen sich nun erobern, beginnen die strengen Genderzuschreibungen zu verschwimmen.

Thus it would seem that the binary division between what was clearly „masculine“ and what was „feminine“ was becoming especially blurred.

⁷⁴ Freud, Sigmund: „Der Untergang des Ödipuskomplexes“, in: Mitscherlich, Alexander, Angela Richards und James Strachey (Hrsg.): Studienausgabe Band V, Sexualleben, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1982, S. 243–251, hier S. 249.

⁷⁵ Vgl. Mehlmann: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, S. 50f.

This is precisely why one notes such a demand for clear boundaries and distinctions on the part of many Germans during this era – a demand that arguably led to a more brutal “clarity” on these issues in the Third Reich.⁷⁶

Dieses „demand for clear boundaries“ spiegelt sich in der Vielzahl von Männerbünden wider, die in der Weimarer Republik weiter bestehen. Dazu zählen unter anderem die Sport- und Turnerbewegung, die Wandervogel- und die Pfadfinderbewegung. Abgesehen von ihrer Exklusivität gegenüber Frauen liegt ihr wesentlichster Anspruch in der Formung eines trainierten und disziplinierten, eines militärischen Männerkörpers. Die neuen Medien (z. B. der Film) reinstallieren das männliche Schönheitsideal zusätzlich. Auch wenn die Weimarer Republik eine Blütezeit für „alternative Männlichkeiten und selbstbewusste Weiblichkeiten“ ist, werden die sozialen Strukturen weiterhin kontinuierlich auf die hegemoniale Männlichkeitsvorstellung hin ausgerichtet.⁷⁷

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fühlen viele Zeitgenossen ihre Männlichkeit einerseits durch die Erkenntnisse der Wissenschaft, andererseits durch die sozialen bzw. politischen Bewegungen der Frauen, Homosexuellen und der ArbeiterInnen, bedroht. Man(n) fürchtet sich vor der „Entmännlichung des Mannes und der Verweiblichung der Kultur bzw. des gesellschaftlichen Lebens.“⁷⁸ Emanzipierte Frauen, Homosexuelle und Juden werden zur Abgrenzungsfolie, dem Antityp⁷⁹. Die lange Friedensperiode wird als Vergeudung männlicher Kraft angesehen. In diesem Umfeld bietet das Militär durch das Hochhalten von traditionellen männlichen Qualitäten wie Kraft, Kampfesmut „und Heldentum sowie der Romantisierung des Kampfes als einer individuellen heroischen Tat eine sehr attraktive Möglichkeit zur Wiederherstellung des belasteten Männlichkeitsideals.“⁸⁰ Das steigende Prestige des Militärs und der mit ihm verbundenen Werte ist daher auf Ängste und Unsicherheiten zurückzuführen, die durch die sich verändernden Vorstellungen von Gender in der Gesellschaft Verbreitung fanden.

⁷⁶ McCormick, Richard W.: Gender and Sexuality in Weimar Modernity: Film, Literature, and „New Objectivity“, New York: Palgrave 2001, S. 5.

⁷⁷ Vgl. Schmale, Wolfgang: Geschichte der Männlichkeit in Europa: (1450 - 2000), Wien: Böhlau 2003, S. 201.

⁷⁸ Szczepaniak, Monika: Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges: Konstruktionen und Dekonstruktionen, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 19.

⁷⁹ zum Konzept „Antityp“ siehe Mosse, George L.: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt/M.: S. Fischer 1997.

⁸⁰ Szczepaniak: Militärische Männlichkeiten, S. 20.

3.1 Maskulinität und Militarismus – Verbindungen

Ausgangspunkt meiner Ausführungen zur Verbindung von Maskulinität und Militarismus ist die „Geburt“ der modernen Nationalstaaten Europas Anfang des 19. Jahrhunderts. „Der Entwurf des Staates zielte auf den Zusammenhalt der wehrfähigen Männer. [...] Wehrpflicht und Nationsbildung liefen in Preußen parallel“⁸¹, was die Konzepte Maskulinität, Militarismus und Nation unlösbar miteinander verschränkt.

Der Begriff Nation ist eine Erfindung des 18. Jahrhunderts. Ein modernes Verständnis von Nation setzt ab der Französischen Revolution ein. Seitdem erfuhr sie viele Definitionen.

Gemeinsam ist diesen Definitionen aber, daß sie festlegen, welche Kriterien eine Zugehörigkeit zur Nation herstellen bzw. einen Ausschluß nach sich ziehen. Die Bestimmung dieser Kriterien bedeutet somit immer Herstellen von Identitäten und Bezeichnung des Nicht-Identischen, des Außen, des Fremden.⁸²

Erna Appelt unterstreicht, dass die Entstehung der Nation eng mit Geschlechtlichkeit verbunden sei. Nicht zufällig falle die Vorstellung vom freien, öffentlich handelnden Mann mit jener der autonomen Nation zusammen: „Autonom konzipierte politische Subjekte, die männlichen Bürger, wollen ihre Autonomie in der Autonomie des Nationalstaates verwirklicht sehen.“⁸³ Einem Nationalstaat, der den Gemeinwillen autonomer Individuen verkörpere. Die Trennung der Kategorien privat und öffentlich und die damit einher gehende Teilung von Erwerbs- und Hausarbeit kann demnach als Strukturprinzip des Nationalismus gesehen werden.

Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland 1814 als Folge der Napoleonischen Kriege wird der Militarismus endgültig und ausnahmslos an den Mann gebunden und Maskulinität in den Dienst der nationalen Politik gestellt.⁸⁴ Ab diesem Zeitpunkt wird der Militarismus Bestandteil des Lebens eines jeden Mannes und bald zur normativen Eigenschaft seiner Maskulinität.

⁸¹ Hanisch, Ernst: Männlichkeiten : eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien: Böhlau 2005, S. 19.

⁸² Appelt, Erna: Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation : politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa, Frankfurt/Main: Campus-Verl 1999, S. 132.

⁸³ Ebd., S. 134f.

⁸⁴ Frauen waren zwar bis ins 19. Jahrhundert durchaus an kriegerischen Auseinandersetzungen beteiligt, allerdings nahmen sie nur äußerst selten an Kampfhandlungen teil. In den frühneuzeitlichen (Söldner-)Heeren wurde der Großteil der

Die wichtigste Voraussetzung dafür ist die Verknüpfung der allgemeinen Wehrpflicht mit dem Bürgerrecht. Staatsbürger zu sein ist an das Recht, Waffen zu tragen und die Pflicht, den Staat mit seinem Leben zu verteidigen, gekoppelt.⁸⁵ Das gilt allerdings nicht für Frauen. Männer aus (fast) allen gesellschaftlichen Schichten werden zum Wehrdienst eingezogen. Gemeinsam ist ihnen lediglich ihr biologisches Geschlecht. Alle anderen Differenzen (soziale, konfessionelle, regionale) werden ausgeblendet. Umso stärker tritt ihre Männlichkeit „als eigentliche Substanz militärischer Vergemeinschaftung“ hervor.⁸⁶

Die Herstellung eines breiten gesamtgesellschaftlichen Konsens hinsichtlich der allgemeinen Wehrpflicht, die durch gezielte Propaganda betrieben wird, dauert Jahrzehnte.⁸⁷ Spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber ist die Trennung von ziviler und militärischer Welt abgeschlossen und in der Geschlechterordnung verankert. Die Kriege der 1860er und 1870er Jahre bereiten dem preußischen Heer nun auch hohe gesellschaftliche Akzeptanz.

Für die Entwicklung des „Gesinnungsmilitarismus“ sorgte nicht zuletzt die Präsenz der Veteranen des Krieges 1870/71, die die Helden der Nation verkörperten, in der Öffentlichkeit des Deutschen Kaiserreiches: Sie organisierten sich in Krieger- und Militärvereinen, denen am Vorabend des Krieges fast drei Millionen Mitglieder angehörten.⁸⁸

Das Militär wird zur „Schule der Nation“ und ist damit allen anderen Erziehungseinrichtungen überlegen. Die beim Militär erlernten Tugenden, Disziplin, Härte, Ausdauer, Pflichtbewusstsein und die Vorstellung, ein Mann müsse einem höheren Ideal dienen, sollen nun auch das zivile Leben des Mannes

Versorgungsarbeit von Frauen übernommen, in Kriegs- wie auch in Friedenszeiten. Die Polarisierung der Kategorien *militärisch* und *zivil* ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollzogen. Oft handelt es sich bei den versorgenden Frauen um Ehefrauen oder Familienangehörige. Das ändert sich zur Zeit des Absolutismus. Ab jetzt werden Frauen auch aus den Versorgungstätigkeiten verdrängt, der Männerbund Militär konsolidiert sich. Vgl. Seifert, Ruth: „Die Männlichkeit des Krieges“, <http://www.emma.de/ressorts/artikel/soldatinnen/die-maennlichkeit-des-krieges/> (zugegriffen am 30.6.2012); Vgl. Klein, Uta: „Die Schule der männlichen Nation. Das Militär als Sinnbild des wehrhaften Geschlechts“, <http://webarchiv.bundestag.de/cgi/show.php?fileToLoad=1716&id=1149> (zugegriffen am 30.6.2012). Vgl. Appelt: Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation, S. 169.

⁸⁵ Vgl. Appelt: Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation, S. 172. Das bedeutet noch nicht das Wahlrecht für alle Männer, das erst 1871 eingeführt wurde, sondern die so genannte „staatsbürgerliche Ehre“.

⁸⁶ Vgl. Frevert, Ute: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta 1997, S. 12.

⁸⁷ Vgl. Schmale: Geschichte der Männlichkeit, S. 195.

⁸⁸ Szczepaniak: Militärische Männlichkeiten, S. 16.

bestimmen. So wird das Militär zu einer Initiationsinstanz für die Männlichkeit schlechthin und spielt damit eine wesentliche Rolle für den sozialen und geschlechtlichen Status eines Mannes über seine aktive Präsenzzeit hinaus.⁸⁹ „Es will eine allgemeinere, gesellschaftsgestaltende Kraft erwerben, es beansprucht Hegemonie.“⁹⁰

Wolfgang Schmale betont, dass nicht alle Männer sich in dieses Modell einfügen. Dennoch aber strukturiert es die Lebenswelten aller Männer, da sie sich zu jeder Zeit „in einer zwangsweise erzeugten Relation zum hegemonialen Modell befinden, die sie kaum beeinflussen können.“⁹¹

Der militärische Männerraum erzeugt Inklusionen und Exklusionen und beweist dadurch seinen hegemonialen Charakter. Er zwingt Männer zur Übernahme der Soldatenrolle oder zwingt sie in Rollen, die dem ganzen Leben eine besondere Wendung geben: Deserteure, Kriegsdienstverweigerer, Meuterer, Überläufer, Selbstverstümmelter, Selbstmörder, gefolgt von Ausweichstrategien innerhalb der Soldatenrolle [...].⁹²

Spätestens ab der Heeresreform 1890 erlangt das Militär in Deutschland extrakonstitutionellen Status. Außer in budgetären Angelegenheiten ist es vom Parlament unabhängig, die Heeresleitung ausschließlich dem Kaiser verantwortlich. Diese unmittelbare „Nähe“ zum Monarchen „trug erheblich dazu bei, das gesellschaftliche Ansehen der Offiziere und Soldaten zu heben, denn wer „des Kaisers Rock“ trug, war dem Kaiser nah.“⁹³

Männer werden bereits im Kindesalter durch die Familie und Schule, sowie durch außerschulische Aktivitäten zu potentiellen Soldaten erzogen. Dabei kommt den Leibesübungen eine bedeutende Rolle zu. Schließlich ist eines der bedeutendsten Merkmale der soldatischen Männlichkeit die Zurichtung des Körpers. Zeigt die Turnerbewegung schon Ende des 19. Jahrhunderts militärische Einflüsse, dient sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits der Vorbereitung auf den Militärdienst.⁹⁴ Ähnlich verhält es sich bei den Pfadfindern und auch die Jugendbewegungen der Kirche schließen sich diesem Trend an.

⁸⁹ Vgl. Schmale: Geschichte der Männlichkeit, S. 196.

⁹⁰ Frevert: „Männer(T)Räume“, S. 115.

⁹¹ Schmale: Geschichte der Männlichkeit, S. 198.

⁹² Ebd.

⁹³ Frevert, Ute: „Das Militär als Schule der Männlichkeiten“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900., Bielefeld: Transcript 2008, S. 57–75, hier S. 60f.

⁹⁴ Vgl. z.B. Appelt: Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation, S. 172.

Die Verbindung von Maskulinität und Militarismus ist also schon vor dem Ersten Weltkrieg gegeben, wird aber durch ihn noch enger miteinander verknüpft. Vor allem die Vorstellung der Kameradschaft als gemeinschafts- und gar „nationsstiftende“ Instanz wird in die Weimarer Republik hineingetragen.⁹⁵

Galt die Militärzeit zuvor nur als männlicher Initiationsritus der von ihr betroffenen Individuen, so wurde dem Krieg nun die Funktion einer nationalen, „völkischen“ Initiation oder eigentlich: Wiedergeburt zugeschrieben. [...] Die Frontgemeinschaft der so [durch den Kampf, Anm.] gestählten Männer, ihr Männerbund sollte die Keimzelle eines neuen Staates sein.⁹⁶

An diesen Gedanken klammern sich viele, denn die soziale Realität der heimkehrenden Soldaten sieht nicht besonders rosig aus. Es handelt sich um verletzte, entstellte, traumatisierte Männer, die nicht mehr viel mit dem Leitbild der militarisierten Männlichkeit der Vorkriegszeit zu tun haben. Sie sind nicht nur Soldaten einer geschlagenen Armee, ihre Niederlage bedeutet für sie außerdem eine Entmännlichung des deutschen Mannes schlechthin. Der verlorene Krieg stellt daher ein doppeltes Trauma von Männlichkeit und Nation dar⁹⁷, da beide Konzepte so eng miteinander verknüpft sind. Die Republik wird als Ausgeburt der Niederlage gesehen und im Gegensatz zur väterlich-männlich konnotierten Monarchie der Weiblichkeit zugeordnet. Verweiblichung als Synonym für Verweichlichung bleibt als „Makel“ an der jungen Republik haften.

Der Versailler Vertrag verordnet dem Deutschen Heer massive Kürzungen der Mannschaften, wodurch viele Kriegsveteranen nun erwerbslos und so gut wie ohne Einkommen sind.⁹⁸ Daraus resultiert hohe Arbeitslosigkeit, die sich zusammen mit einer hohen Gewaltbereitschaft - die Männer wurden im Krieg

⁹⁵ Vgl. Mosse: Bild des Mannes, S. 145.

⁹⁶ Kühne, Thomas: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert“, in: Kühne, Thomas (Hrsg.): Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Männlichkeiten im Wandel der Moderne, Frankfurt/Main: Campus 1996, S. 174–192, hier S. 178.

⁹⁷ Ulrike Brunotte stellt für die Verfilmungen des Vietnamkriegs fest, dass sie ein doppeltes Trauma von Männlichkeit und Nation behandelten. Für die Kriegsliteratur kann man das gleiche annehmen. Vgl. Brunotte, Ulrike: Zwischen Eros und Krieg: Männerbund und Ritual in der Moderne, Berlin: Wagenbach 2004, S. 9.

⁹⁸ Der Vertrag von Versailles bestimmte, dass das Deutsche Heer 100.000 Mann nicht überschreiten dürfe, „einschließlich der Offiziere und der Depots“. „Die Gesamtstärke an Offizieren, einschließlich der Stäbe, ohne Rücksicht auf deren Zusammensetzung, darf die Zahl viertausend nicht übersteigen.“ „ÖNB-ALEX - Deutsches Reichsgesetzblatt Teil I 1867-1945“,

<http://alex.onb.ac.at/cgicontent/alex?aid=dra&datum=1919&page=1121&size=45>
(zugegriffen am 12.9.2012).

brutalisiert und Gewalt gegenüber abgestumpft – in einer hohen Kriminalitätsrate niederschlägt (v.a. häusliche Gewalt und öffentliche Ausschreitungen). Die Kriegsheimkehrer schaffen also den Übergang in den Frieden nicht.⁹⁹ Überdies empfinden sie das von ihnen und ihren gefallenen Kameraden gebrachte Opfer als nicht wertgeschätzt.¹⁰⁰ Für die toten Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg lassen sie Denkmäler erbauen, betreiben Heldenkult und mythologisieren die Opferbereitschaft. Vor allem in den Männerbünden der Weimarer Republik wird dieses Erbe weitergetragen. So werden die militaristischen Männlichkeitsideale perpetuiert.¹⁰¹ Gleichzeitig bleiben aber die Wunden der Veteranen von der Politik unthematisiert. Sie setzt keine Maßnahmen zur Entmilitarisierung der Bevölkerung. Während der Goldenen Zwanziger Jahre mag es vielleicht scheinen, als sei dies nicht mehr notwendig. Die Wirtschaftskrise 1929 und ihre Auswirkungen jedoch spitzen den Ruf nach Ordnung, Zusammenhalt und Unabhängigkeit von den Siegermächten wieder zu. Auf diesem Nährboden von Arbeitslosigkeit, politischer Unzufriedenheit und nicht zuletzt gewaltbereiter soldatischer Männlichkeit keimt der Nationalsozialismus.

3.1 Männerbund Militär

Männerbünde¹⁰² sind freiwillige und bewusste Zusammenschlüsse von Männern, um gemeinsam bestimmte Ziele zu verfolgen. Die wichtigsten Männerbünde sind bis heute Kirche und Militär.

⁹⁹ Vgl. Hämmerle, Christa: „'Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer ...' Zum historischen Kontext einer ‚Krise der Männlichkeit‘ in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg“, *Themenheft „Krise(n) der Männlichkeit“ von L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 19/2 (2008), S. 51–73, hier S. 55.

¹⁰⁰ Vgl. Freitag, Björn Werner: *Defeated Heroes: Constructions of Masculinity in Weimar Republic Battlefield Novels*. Dissertation, University of Texas 2006, S. 6.

¹⁰¹ Vgl. Hanisch: *Männlichkeiten*, S. 56.

¹⁰² Der *Begriff* Männerbund taucht zum ersten Mal 1902 in einer ethnologischen Schrift auf: Heinrich Schurtz (1863-1903) veröffentlichte eine Publikation mit dem Titel *Altersklassen und Männerbünde*, in der er das soziale Leben so genannter „Wilder“ untersuchte, um Rückschlüsse auf Frühformen der zivilisierten Gesellschaft ziehen zu können. Er kam zu dem Ergebnis, dass Frauen durch ihren Sexualtrieb an die Familie gebunden seien, Männer hingegen durch ihren „Gesellungstrieb“ an das öffentliche Leben. Nach Schurtz wurde der Begriff durch den Schriftsteller und Wandervogelchronist Hans Blüher (1888-1955) geprägt. Er beschäftigte sich explizit mit geschlechtlicher Identität und dem männlichen Kollektiv. Blüher kam zu dem Ergebnis, die Grundlage für

Die „Blüte des Männerbundes“ fällt in die Zeit der Jahrhundertwende um 1900. Das endende 19. und beginnende 20. Jahrhundert ist eine Zeit rasanter Veränderungen betreffend Technik und Wissenschaft einerseits und neuer sozialer Bewegungen (ArbeiterInnen, Frauen, Homosexuelle) andererseits. Die Vorstellung vom Subjekt wird zu dieser Zeit immer mehr geprägt von der fortschreitenden Individualisierung¹⁰³, was angesichts des rasenden Fortschritts zu einem Gefühl von Haltlosigkeit und einem Suchen nach neuen Formen der Vergemeinschaftung führt. Interessanterweise betrifft dies allerdings nicht den privaten Raum, sondern hauptsächlich den öffentlichen, d. h. Frauen sind davon weitgehend ausgeschlossen. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, allein Männer seien die Träger höherer Kultur.

Claudia Bruns spricht davon, dass die Männerbünde der Moderne ein

Angebot [seien], die moderne Atomisierungserfahrung aufzuheben und dennoch den Status des autonom handelnden männlichen Subjekts aufrechtzuerhalten.

Mit dem Konzept des Männerbunds wurde somit nicht nur das alte Modell des pater familias abgelöst, sondern eine modernisierte Form hegemonialer Männlichkeit formuliert, die sich als Reaktion auf ein Unbehagen an der Moderne wie auch auf einen zweifachen Machtverlust gegenüber dem anderen Geschlecht und den unteren sozialen Schichten fassen lässt.¹⁰⁴

Diese modernisierte Form hegemonialer Männlichkeit grenzt sich nach außen durch folgende Charakteristika ab: „[D]as Selbstverständnis, Träger ‚hoher Kultur‘ zu sein, ein elitärer Gestus, eine ablehnende Haltung gegenüber Frauen. Hinzu kommt eine strikte Trennung von der Familie.“¹⁰⁵

Die Binnenstruktur der Männerbünde kann trotz deren großen Variantenreichtums zu einigen wesentlichen Kernelementen zusammengefasst werden: Zunächst bedeutet die Mitgliedschaft im Männerbund die Anerkennung von gemeinsamen übergeordneten Idealen und Werten. Als weiteres Kriterium

den Männerbund sei der männliche Sexualtrieb. Er ging sogar soweit, den „homoerotischen Trieb“ zur Basis von Gesellschaft und Staat zu erklären.

Die Thesen Blüchers wurden zeitgenössisch sehr breit rezipiert und waren bis in die Zwischenkriegszeit hinein sehr einflussreich. Nicht zuletzt Schriftsteller wie Thomas Mann, Gottfried Benn und Reiner Maria Rilke beschäftigten sich mit seinen Inhalten.

Vgl. Bruns, Claudia: Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1889-1934), Köln: Böhlau 2008, S. 6ff.

¹⁰³ Diese Tendenz ist schon zur Zeit der Nationenbildung absehbar, als der Ständestaat einer Staatsform weicht, die sich auf „autonome Subjekte“ stützt.

¹⁰⁴ Bruns, S.102

¹⁰⁵ Widdig, Bernd: Männerbünde und Massen: zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, S. 29.

gilt eine bestimmte Aura des Geheimnisvollen. Besonders wichtig ist ein Initiations- oder *Einsetzungsritus*¹⁰⁶, der die symbolische Trennung der Mitglieder von den Nicht-Mitgliedern vollzieht und im Zuge dessen die wichtigste Abgrenzung des Männerbundes vornimmt: Die Abgrenzung von den Frauen.¹⁰⁷ Vorausgesetzt wird das biologisch männliche Geschlecht und eine bestimmte körperliche, aber auch geistige Disposition. Dazu gehört absolute Treue - im Sinne von Eingliederung und Unterordnung -, sowie Opferbereitschaft. Der Männerbund ist hierarchisch strukturiert mit einer oft *charismatischen* Führerfigur an der Spitze.¹⁰⁸

Am leichtesten – und für diese Abhandlung am zielführendsten – beispielhaft darzustellen ist dieser Anforderungskatalog am Beispiel des Militärs, von wo er einen Großteil seiner Kriterien auch entnommen hat. So wurde den Rekruten eingebläut, gerade durch die Abgrenzung von Frauen und Familie, durch die Ausschließlichkeit der männlichen Gesellschaft, einen elitären Gestus zu erlangen. In der Kaserne wurde den Männern außerdem die Verherrlichung der Nation beigebracht, die es mit dem eigenen Leben zu verteidigen gelte. Die Forderung, ihr höchstes Gut, ihr Leben, zu opfern spricht für die Radikalität des Konzepts: Je größer das Opfer, desto elitärer der Bund. Der Opfergedanke bestärkt die Soldaten außerdem in ihrem (vom Männerbund hergestellten) Selbstbild der Auserwähltheit gegenüber anderen Männern.¹⁰⁹ Dazu kommt unbedingter Gehorsam bis hin zur Selbstverleugnung. Als Aufnahme meritum kann zum Beispiel schon die so genannte „Musterung“ gelten, in welcher „taugliche“ Männer zum Präsenzdienst ausgewählt werden. Während der Präsenzzeit können die besonders starken Strapazen der ersten Wochen als Initiation gelten oder aber während des Krieges die „Feuertaufe“, der erste Gefechtseinsatz der Soldaten. Die Initiation erfolgreich hinter sich gebracht zu haben bedeutet allerdings nicht nur eine Aufnahme in den Bund, sondern auch die

¹⁰⁶ Zum Konzept der *Einsetzungsriten* siehe z. B. Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches., 2., erw. u. überarb. Aufl., Wien: New Academic Press 2012, S. 111ff.

¹⁰⁷ Besondere Bedeutung für die Zuschreibung von Geschlechtsidentitäten haben die Einsetzungsriten Bourdieu zufolge insofern, als „ihre Einsetzung darin besteht, Eigenschaften *sozialer Natur* so zuzuschreiben, dass sie als Eigenschaften natürlicher Natur erscheinen“. Ebd., S. 112.

¹⁰⁸ Vgl. Widdig, Bernd: „Ein herber Kultus des Männlichen: Männerbünde um 1900“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann?: zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart: Metzler 1997, S. 235–248, hier S. 236.

¹⁰⁹ Ebd., S. 242.

gesellschaftliche Anerkennung der Männlichkeit des jeweiligen Mannes. Im Umfeld des Ersten Weltkrieges gilt die Teilnahme am Krieg als *die* wesentliche Initiationsinstanz für Männlichkeit schlechthin.

Das Militär kann sicher als die radikalste Form des Männerbunds angesehen werden. Neben ihm existieren im Wilhelminischen Kaiserreich jedoch zahlreiche andere Bünde, die sich strukturell nur im Opfergut vom Militär unterscheiden: Wandervogel- und Pfadfinderbewegung, Bünde von Kriegsveteranen und nicht zuletzt Sportvereine. Diese Bünde werden in der Weimarer Republik hochgehalten und weitergeführt. Wichtig für die Weimarer Republik ist die Konsolidierung von (wegen seiner Nähe zu ihm) dem Militär an Radikalität um nichts nachstehenden Männerbünden, den Freikorps.

Besonders auf die jungen Männer übte der Männerbund um 1900 eine große Faszination aus,

vor allem die Vorstellung einer von den Vätern ebenso wie von den Frauen befreiten, rein männlichen Form von Gemeinschaft – noch dazu eines sich allein aus dem gemeinsamen ‚Erleben‘ bildenden, außerhalb aller gesellschaftlichen Institutionen und Positionen stehenden Bundes der unverheirateten Jünglinge und Männer.¹¹⁰

Die Kriegsbegeisterung dieser jungen Männer ist auf diesem Hintergrund nicht verwunderlich. Die Frontkameradschaft erscheint vielen Männern als Erfüllung genau dieses Bündnisgedankens, der ohne Frauen und Alte auskommt. „Durch den Krieg sakral erhöht im ‚Erlebnis der Kameradschaft‘, wird der Männerbund spätestens 1918 zu einem diskursiven und sozial-politischen Bollwerk gegen die Modernisierung und die moderne ‚gemischte‘ Gesellschaft.“¹¹¹ Dabei zeigt der Männerbund seine stark defensive Prägung. Es geht immer darum, sich abzugrenzen bzw. etwas zu bewahren, das die gesellschaftliche Realität in Frage zu stellen beginnt. So wurde der Männerbund zum „zentralen Kampfbegriff gegen eine Moderne, die man sich zugleich weiblich und jüdisch vorstellte.“¹¹²

¹¹⁰ Brunotte: Zwischen Eros und Krieg, S. 13.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Ebd., S. 14.

4 Kriagsromane der Weimarer Republik: Typologisierung und Werkauswahl

Bereits während des Ersten Weltkrieges gibt es viele Versuche, den Krieg literarisch darzustellen. Beliebteste Genres sind zu dieser Zeit die Kriegslirik und die Kriegspublizistik¹¹³. Die ersten *Kriegsromane* bedienen das Bedürfnis des Publikums nach Nachrichten vom Frontgeschehen. Die AutorInnen sind sowohl Soldaten als auch ZivilistInnen. Dabei handelt es sich überwiegend um Liebesromane („Soldat und treues Mädel“) mit prognostischem Inhalt („Deutschland wird siegen“) und nationalem Gestus („Deutschland, Deutschland über alles“). Es ist wenig verwunderlich, dass diese Romane nach der Niederlage kaum mehr gelesen werden.

In den ersten Jahren der Weimarer Republik erscheint eine Fülle von Regimentsgeschichten und Offiziersmemoiren. Die Autoren dieser so genannten „Rechtfertigungsschriften“ sind (ehemalige) Offiziere. Ihre Einstellung ist konservativ-nationalistisch. In ihren Texten suchen sie ihre militärischen Entscheidungen zu rechtfertigen. Sie sind darum bemüht, „den Sinn des Krieges“ zu retten, indem sie die Schuld an der Niederlage Deutschlands den politischen Entscheidungsträgern von 1918 (Sozialdemokratie) überantworten¹¹⁴. Wichtig ist ihre Behauptung (in Anlehnung an die Aussagen der Obersten Heeresleitung zu Kriegsende), das deutsche Heer sei „im Felde unbesiegt“ gewesen und durch einen Dolchstoß des eigenen Parlaments (deswegen „Dolchstoßlegende“) zur Kapitulation gezwungen worden. Damit versuchen diese Offiziere, das Bild des deutschen Soldaten, den Inbegriff hegemonialer Männlichkeit, von der Schande der Schwäche reinzuwaschen. Das (traditionell weibliche) Attribut der Schwäche wird dem Parlament und in weiterer Konsequenz der Demokratie zugeschant. Ab der Konsolidierung der Republik 1923 flaut die Publikation der Rechtfertigungsschriften ab. Durch seine Übernahme in die Reichswehr ist der

¹¹³ Dazu zählen nach Müller: „Reden, Aufrufe, Kriegspredigten, Flugblätter, Essays, Broschüren [...], in denen Professoren, Pfarrer, Lehrer und Schriftsteller den Kriegsbeginn feierten und das Faktum des Krieges mit Deutungen und Prognosen verschiedenster Art versahen.“ Siehe dazu: Müller, Hans-Harald: *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik*, Stuttgart: Metzler 1986.

¹¹⁴ Vgl. Bartz, Thorsten: „Allgegenwärtige Fronten“ - Sozialistische und linke Kriegsromane in der Weimarer Republik 1918-1933, Frankfurt/M.: Peter Lang 1997, S. 14; Müller: *Krieg und Schriftsteller*.

Stand vieler Militärs nun gesichert, sie fühlen sich in ihren (völkisch-nationalen) Auffassungen bestätigt. Frontoffiziere¹¹⁵ jedoch, die ihren Status ebenfalls literarisch gerechtfertigt hatten, werden meist nicht in die Reichswehr aufgenommen, was sie der jungen Republik übel ankreiden. Sie verbleiben in den sogenannten Freikorps. Erneute literarische Betätigung erscheint ihnen zweck- und aussichtslos. Auch von Seiten der Rezipienten besteht kein großes Interesse mehr an Kriegsliteratur.¹¹⁶ Jetzt hat man anderes zu tun: Völlig neue kulturelle Möglichkeiten tun sich auf- und das erstmals auch für Frauen: Theater, Tanz, Film, Massenmedien, etc.

Als die Wirtschaftskrise Deutschland ergreift, beginnt die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Krieg plötzlich erneut, was sich in der Literatur spiegelt; allerdings in einer noch nicht da gewesenen Form: Die Kriegsromane, die zu Ende der Weimarer Republik publiziert werden, sind nicht mehr vergleichbar mit den ihnen vorangehenden Texten, die darauf zielten, das Kriegsgeschehen realistisch darzustellen¹¹⁷. Neu ist nun, dass die Autoren nicht nur faktisch Geschehenes berichten, sondern versuchen, den Krieg zu den zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Problemen der Weimarer Republik in Beziehung zu setzen und ihre Vorstellungen einer zukünftigen Gesellschaft einzuarbeiten. Sie verhandeln anhand des Weltkrieges und seines Ausgangs die Legitimität bzw. Illegitimität der Republik. Es geht dabei also um gegenwärtige politische Sinnstiftung¹¹⁸. Darum wird diesen Romanen zeitgenössisch auch viel Aufmerksamkeit geschenkt. Die Kriegsromane spiegeln die Zeitstimmung dieser Jahre mit all ihren Gegensätzen: einerseits kriegsbejahend bis -verherrlichend, andererseits pazifistisch; einerseits faschistisch, andererseits kommunistisch, einerseits monarchistisch, andererseits republikanisch. Das bedeutet allerdings nicht, dass ein kriegsbejahender Text unbedingt faschistisch oder monarchistisch sein muss, etc.

Ab 1928 boomen autobiografisch geprägte *Frontromane* (z. B. Ludwig Renn, *Krieg*, 1928) und lösen eine breite gesellschaftliche Diskussion aus (z. B. Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*, 1929). Die Autoren dieser Romane

¹¹⁵ Frontoffiziere sind Soldaten, die erst an der Front in den (niedrigen) Offiziersrang erhoben wurden.

¹¹⁶ So wird zum Beispiel *Im Westen nichts Neues* 1928 von S. Fischer mit der Begründung abgelehnt, dass sich niemand mehr für diese Thematik interessiere.

¹¹⁷ Vgl. Müller: *Krieg und Schriftsteller*, S. 35.

¹¹⁸ Vgl. Stickelberger-Eder, Margrit: *Aufbruch 1914 . Kriegsromane der späten Weimarer Republik*, München: Artemis 1983, S. 27.

entstammen der Generation „junger Frontkämpfer“, welche den Krieg an vorderster Front miterlebt haben. Unterschieden werden hinsichtlich ihrer Wertung Antikriegs- und Prokriegsromane. Diese Unterscheidung ist nicht immer klar zu ziehen und wird auch in der Literatur diskutiert.

Michael Gollbach unterscheidet in seinem Buch *Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur* kriegskritische und kriegsbejahende Romane und stellt sie einander anhand einer Tabelle gegenüber¹¹⁹:

<u>kriegskritische Romane</u>	<u>kriegsbejahende Romane</u>
Kriegsgrauen: Ekel, Abscheu	Kriegsgrauen: Opfer, Heroismus
Reflexion (Widerspruch Vorstellung – Realität)	Tat (reflexions- und theoriefeindlich, triebhaft)
Reduktion: als Verlust des Humanen beklagt; Perversion	Reduktion: als Hervortreten der eigentlich menschlichen Grundlage (Blut und Instinkt) gefeiert
Feind: Kamerad, gleichwertiger „Mensch“, Identifizierung, Solidarität ohne Haß	Feind: unterlegen, minderwertig (feige, ängstlich), Diffamierung, Aggressionsziel, Haß
Töten: Notwehr „Mord“ [...]	Tötungslust [...]
Kameradschaft: notwendige Schutzfunktion; an den Krieg gebunden, Individuum, Isolation, Ich	Kameradschaft: verklärt als ewig-gültige soziale Idealform
Vorgesetzter	Führer (naturhafte Auslese)
Psyche: Desillusionierung, Gleichgültigkeit, Angst, Depression, Orientierungslosigkeit, menschliche Verantwortung, psychische Deformation, Identitätsverlust	Psyche: Illusion, kindliche Unschuld, reines Gewissen, Verantwortung Gottes (Schicksal), Selbstwertgefühl, Elitebewußtsein; Identitätsfindung und –steigerung
Sinn des Krieges: Sinnlosigkeit, Scheitern	Sinn des Krieges: Frontkameradschaft, ‚Aufbruch‘, Katharsis, Notwendigkeit
Zufall, Glück	Schicksal, Gott
Konflikt: der Krieg [...]	Konflikt: Verrat der Heimat, Dolchstoß gegen die Front
Zukunft: Ziellosigkeit, Zerstörung, Pazifismus, ohne Zukunftsperspektive [...]	Zukunft: Auftrag und Forderung, Nation, Volksgemeinschaft, irrationales, apolitisches Zukunftsbild
zeitbezogen und –begrenzt auf den Krieg	Krieg im mythisierten Kontinuum von Vergangenheit und Zukunft.

¹¹⁹ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 245f.

Die Tabelle zeigt die Unterschiede der Pro- und Antikriegsromane sehr anschaulich. Gollbach legt dar, dass die Protagonisten der Antikriegsromane tendenziell zögernde, zweifelnde und reflektierende Männer sind, während jene der Prokriegsromane „Männer der Tat“ sind. Die Hauptfiguren der Antikriegsromane neigen dazu, im Feind einen Menschen zu sehen, Prokriegsromane grenzen sich hingegen kategorisch und vehement von ihm ab und stellen damit einen Antityp her. Konsequenterweise sehen die Ersteren im Töten eine zu verurteilende Tat, einen Mord, Letztere berufen sich auf die kämpfende und jagende „Natur des Mannes“, den das Gefecht in einen Tötungsrausch versetzt. Ein sehr postmodern anmutender Gegensatz zwischen Konstruktion und Wesenhaftigkeit des Individuums wird damit aufgegriffen.

Auch der besonders aufgeladene Begriff der Kameradschaft erhält in den unterschiedlichen Romankategorien verschiedene Prägungen. Der Antikriegsroman weist sehr ausführlich auf die Notwendigkeit der Kameradschaft für das Bedürfnis von Nähe und Schutz des Individuums hin. Er thematisiert allerdings auch die Einsamkeit im Angesicht der furchtbaren Frontsituation, die sich trotz der Flut einer umgebender Kameraden nur zu oft einstellt. Abgesehen davon ist Kameradschaft im kriegskritischen Romanen auf die Zeit des Krieges beschränkt. Der Prokriegsroman weist in diesem Punkt über seine Erzählte Zeit hinaus, indem er die Frontkameradschaft zu einer ewig gültigen Idealform männlicher Vergemeinschaftung macht. Damit stellt er einen unmissverständlichen Konnex zu den männerbündischen Strukturen in der Weimarer Republik her. Kennzeichnend dafür ist auch die Einsetzung charismatischer Führer anstatt „einfacher“ Vorgesetzter.

Noch politischer wird es, wenn man die Gegenüberstellung der Psyche der Protagonisten näher betrachtet. Während der Antikriegsroman von Zuständen der Desillusionierung bis hin zum Identitätsverlust erzählt, findet der Prokriegsroman für die Seelenzustände seiner Hauptfiguren exakt gegenteilige Charakteristika: Von der Illusion bis zur Identitätsfindung und -steigerung. Spätestens hier wird klar deutlich, dass der Antikriegsroman den Krieg ablehnt, der Prokriegsroman ihn hingegen als Notwendigkeit erachtet, was anhand der Ausgestaltung des Innenlebens der Figuren verhandelt wird.

Als wichtig erachte ich in diesem Zusammenhang auch, was Gollbach über den behandelten Konflikt schreibt. Dieser verbleibt bei den Antikriegsbüchern bei der Verurteilung des Kriegs, der für die Leserschaft zu Ende ist. Sie hat sich während

der letzten zehn Jahre nicht mit der Problematik des Kriegs auseinandergesetzt, ihn nicht verarbeitet. Schließlich hatte man mit den Folgen des Krieges genug zu kämpfen. Und genau auf diese Folgen verweist wiederum der kriegsbejahende Roman, indem er den angeblichen Verrat an der Heimat, die Dolchstoßlegende, thematisiert und damit aufs Neue die Legitimation der Republik in den Blickwinkel rückt. Er ruft die Volksgemeinschaft auf, sich gegen die Widrigkeiten des Lebens in der Weimarer Republik zu wehren. Schuld an diesen Widrigkeiten seien die „nationalen Feinde“ und die sozialistischen Parteien, die es für ihre Verfehlungen zur Rechenschaft zu ziehen gilt. Demgegenüber verbleibt der Antikriegsroman in einer Hoffnungs- und Ziellosigkeit. Außer seinem Postulat des Pazifismus überantwortet er den Lesenden keinen Auftrag und belässt ihn damit im Gegensatz zum Prokriegsroman im perspektivlosen Niemandsland.

Geht man davon aus, dass die Kriegsromane der späten Weimarer Republik einen Anreiz für die zeitgenössischen Männer zur Versicherung und Sinnstiftung bezüglich ihrer Geschlechtsidentität darstellen, wozu die Politik ihnen keine Anreize schafft, muss den kriegskritischen Romanen eine schlechte Bilanz ausgestellt werden. Björn Werner Freitag äußert sich dazu folgendermaßen: „The novels' protagonists, obviously permanently damaged by the war, were victims, not heroes, and victims remain ultimately unattractive for male readers trying to rebuild their sense of self.“¹²⁰

Stellen also die Antikriegsromane keine (bzw. nur unzufriedenstellende) Identifikationsmuster für die sinnsuchenden Lesenden her, tun die Prokriegsromane dies umso mehr. Sie reinstallieren bzw. perpetuieren die militarisierte als hegemoniale Männlichkeit durch die Tatkraft ihrer Protagonisten und errichten ein Ideal der Nation, das mit jenem der Vorkriegszeit identisch ist.

Im Zuge dieser Arbeit werden jeweils zwei exemplarische kriegskritische und kriegsbejahende Romane vorgestellt. Zunächst wird auf die beiden Antikriegsromane *Krieg* und *Heeresbericht* eingegangen, anschließend werden die Prokriegsromane *Aufbruch der Nation* und *Sieben vor Verdun* vorgestellt.

Arnold Friedrich Vieth von Golßenau (1889 – 1979) veröffentlichte seinen Frontroman *Krieg* 1928 unter dem Namen Ludwig Renn, den er seit 1927 trug. Dieser Name ist identisch mit jenem des Protagonisten von *Krieg*, was die autobiografischen Tendenzen des Textes und damit seine Authentizität

¹²⁰ Freitag: Defeated Heroes, S. 47.

unterstreichen sollte. Das biografische Kriegserlebnis des Autors Renn unterscheidet sich hingegen von seiner fiktionalen Figur, insofern der Adelige seinen Protagonisten als aus einfachen Verhältnissen stammend zeichnet.¹²¹

Die erzählte Zeitspanne umfasst die Geschehnisse zwischen dem Tag der Mobilmachung 1914 und dem Waffenstillstand und Rückzug der Deutschen 1918, die Handlung orientiert sich in ihrer zeitlichen Abfolge an der Kriegschronologie. Die Zeit vor dem Krieg und jene danach bleibt in *Krieg* vollkommen ausgespart. Ort der Handlung ist die westliche Kriegsfront: die Schlachten an der Maas, der Marne und der Somme und der anschließende Stellungskrieg. Kurze Abweichungen davon ergeben sich aus einem Heimaturlaub und einem Lazarettaufenthalt. „Auf kontrastierende Gestaltung –, ein Hauptmoment der Remarqueschen Darstellung –, die Vorkriegswelt, Heimat und Front kraß gegenüberstellt, verzichtet Renn.“¹²² Die Handlung besteht aus einer Aneinanderreihung verschiedener Episoden des Kriegsalltags und weist kaum durchgehende Charaktere auf.

Durch die sachliche, nüchterne Sprache des Ich-Erzählers und die vollkommene Reflexionslosigkeit des Protagonisten liegt die Einordnung des Textes als Antikriegsroman nicht von vornherein auf der Hand, weswegen er zeitgenössisch einerseits von der politischen Linken als „tendenziell pazifistischer Roman“ begrüßt wurde, andererseits jedoch auch vom konservativ-nationalistischen Lager „als Dokument für den unbeugsamen Gehorsam, die Opferbereitschaft und

¹²¹ Golßenau selbst gab an, seinen Roman bereits 1924 fertiggestellt zu haben, basierend v.a. auf dem Tagebuch, das er seit 1916 im Krieg geführt habe und das er mehrfach überarbeitet hat. Allerdings wurde das Buch von verschiedenen Verlagen abgelehnt und erst 1928 im Fahrwasser der populär werdenden Kriegsromane, nach einem Vorabdruck in der Frankfurter Zeitung, publiziert. Ulrich Broich jedoch geht davon aus, dass Renn seinen Text vor der Veröffentlichung 1928 noch einmal gründlich überarbeitet hat.

Dafür spricht, so Broich, dass der Autor den Namen Ludwig Renn erst 1927 annimmt. Die Namensänderung Golßenaus erfolgt als Resultat der prägenden Erfahrung der Niederschlagung des Wiener Arbeiteraufstandes 1927, wonach er sich, beeindruckt vor allem von der Lektüre John Reeds *Zehn Tage, die die Welt erschütterten*, dem Kommunismus zuwendet. Dass im Roman keine kommunistischen Tendenzen sichtbar werden spricht für seine Fertigstellung 1924. Ulrich Broich jedoch vermutet, dass der Autor keinen kommunistischen Tendenzroman draus machen wollte. Um seiner Partei deswegen keine Rechtfertigung ablegen zu müssen, habe er sich dafür entschieden, das Jahr der Fertigstellung mit 1924 zu beziffern, obwohl der Roman in der endgültigen Form erst später entstanden sei. Vgl. Broich, Ulrich: „„Hier spricht zum ersten Male der gemeine Mann“. Die Fiktion vom Kriegserlebnis des einfachen Soldaten in Ludwig Renn: *Krieg* (1928)“, *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 53 (2003), S. 207–216, hier S. 207ff.

¹²² Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 86.

Kameradschaft des einfachen deutschen Frontsoldaten“ beansprucht wurde¹²³. Die verschiedenen Auslegungsarten können mit ein Grund für die ausgesprochen hohe Auflagezahl des Romans sein: Bis in die frühen 30er Jahre erreichte der Roman eine Gesamtauflage von 160.000 Exemplaren¹²⁴. Dennoch ist der Text nach dem Gollbach'schen Schema eindeutig dem Antikriegsroman zuzuordnen, vor allem im Hinblick auf den zentralen Konflikt, den der Krieg und seine Gräueltaten darstellt, die durchgehende Ziel- und Orientierungslosigkeit der Figuren und die psychische Isolation des Protagonisten¹²⁵.

Edlef Köppen (1893 – 1939) *Heeresbericht* erschien 1930. Er gilt wegen seiner realitätsnahen Sprache und vor allem der verwendeten Montagetechnik als „tendenziell neusachlicher Collageroman“¹²⁶. Die Collagestruktur ist als Zweistufenmodell¹²⁷ angelegt, welches einerseits die Handlungsebene rund um den Protagonisten Adolf Reisiger umfasst, während auf einer zweiten Stufe amtliche Verlautbarungen, Stellungnahmen, Berichte von Offizieren, Zeitungsausschnitte, Briefe, Gedichte u.v.m. unkommentiert in die Romanhandlung eingebettet sind.

Köppen analysiert und kommentiert die ausgewählten Dokumente nicht. Er verwendet sie in drei Funktionen: 1) sie sprechen für sich selbst, 2) er kontrastiert sie unmittelbar mit inhaltlich konträren Dokumenten, 3) er gebraucht sie kontrastierend oder erläuternd zur Romanhandlung. So erreicht er ein hohes Maß an Authentizität, Objektivität und Sachlichkeit im Aufzeigen der Widersprüche zwischen Manipulation und Wahrheit, Ideologie und Realität.¹²⁸

Wie Renn verarbeitet auch Köppen, der als Kriegsfreiwilliger am Ersten Weltkrieg teilgenommen hat, autobiografische Erlebnisse in seinem Roman. *Heeresbericht* erreicht jedoch vergleichsweise niedrige Auflagezahlen (vermutlich ca. 10.000 Exemplare in der Erstauflage¹²⁹). Michael Gollbach erklärt diesen Umstand mit dem späten Erscheinen des Texts und „der übermächtigen Marktbeherrschung durch Remarque und Renn“¹³⁰. Roman Schafnitzel erweitert diese Erklärung mit

¹²³ Broich: „Hier spricht zum ersten Male der gemeine Mann“, S. 215.

¹²⁴ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 84.

¹²⁵ Vgl. Broich: „Hier spricht zum ersten Male der gemeine Mann“, S. 214.

¹²⁶ Schafnitzel, Roman: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen: *Heeresbericht* (1930)“, *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 53 (2003), S. 319–341, hier S. 326.

¹²⁷ Vgl. Ebd.

¹²⁸ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 123.

¹²⁹ Vgl. Schafnitzel: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen“, S. 324.

¹³⁰ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 110.

der „Finanzschwäche der damals publizierenden Verlage und [...] der Flut von nationalistisch-völkischen Kriegsromanen“.¹³¹ *Heeresbericht* wird 1933 verboten und 1938 auf die *Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* gesetzt¹³². Danach gerät das Werk in Vergessenheit und wird erst 1976 „mit bemerkenswert breiter publizistischer Resonanz“¹³³ wieder aufgelegt.

Alfred Reisiger, Köppens Protagonist, beginnt seinen Dienst bei Kriegsausbruch im Westen. Nach Verwundung, Lazarettaufenthalt und Heimaturlaub wird er an der Ostfront eingesetzt, um nach dem Ausscheiden Russlands aus dem Krieg (1917/18) wieder an die Westfront zu gelangen. Als die endgültige Niederlage Deutschlands nur noch eine Frage von Tagen ist, verweigert Reisiger den Kriegsdienst und wird daraufhin in eine Irrenanstalt eingewiesen. Reisiger entwickelt sich vom begeisterten Kriegsfreiwilligen zum Pazifisten und Kriegsdienstverweigerer: „Der Krieg ist das größte Verbrechen, das ich kenne. Ich habe schuld an ihm. Ich habe jahrelang schuld an ihm gehabt. Durch mein Kommando sind Menschen getötet worden.“¹³⁴ Roman Schafnitzel beurteilt Reisigers Reflexion zur individuellen Schuldfrage als „literarische Innovation [...], da andere Kriegsdarstellungen wie zum Beispiel Jüngers *In Stahlgewittern* oder Remarques Bestseller [*Im Westen nichts Neues*, Anm.] diesen Aspekt weitestgehend ausblenden.“¹³⁵

Heeresbericht erfüllt alle Kriterien des kriegskritischen Romans. Er zeichnet sich vor allem durch einen besonders reflektierenden Protagonisten aus, der, im Laufe der Romanhandlung zunehmend desillusioniert, den Krieg als unmenschlich und grausam verurteilt. Gleichzeitig kann er sich mit dem Feind identifizieren und sieht im Töten anstatt von „Kriegshandwerk“ grundsätzlich Mord. Ähnlich Renns *Krieg* bleibt der Roman zeitbezogen und kann den Lesenden keine Zukunftsperspektive anbieten. Vielmehr verharret er in der empfundenen Sinn- und Ziellosigkeit des Kriegsgeschehens.

Franz Schauwecker (1890 – 1984) veröffentlicht seinen Prokriegsroman *Aufbruch der Nation* ebenfalls 1930 und erreicht damit noch im selben Jahr eine

¹³¹ Schafnitzel: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen“, S. 324.

¹³² Vgl. Ebd., S. 325.

¹³³ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 112.

¹³⁴ Köppen, Edlef: *Heeresbericht*, 2. Aufl., Kronberg/Ts: Scriptor-Verlag 1977, S. 459.

¹³⁵ Schafnitzel: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen“, S. 334.

Auflagenzahl von etwa 30.000 Exemplaren¹³⁶. Auch Schauwecker arbeitet autobiografische Erfahrungen in seinen Roman ein: Wie sein Protagonist Albrecht Urach zog er als Freiwilliger in den Krieg, kämpfte an der Ost- und Westfront und brachte es dort bis zum Offiziersrang.¹³⁷ Nach dem Krieg war Schauwecker ein scharfer Gegner der Weimarer Republik und Mitglied der „literarisch-publizistisch tätigen informellen Gruppe der ‚Nationalrevolutionäre‘ oder des ‚Soldatischen Nationalismus‘, die als Gruppierung seit 1925 ausgeprägt war“¹³⁸.

Im Gegensatz zu *Krieg* und *Heeresbericht* geht die Erzählte Zeit von *Aufbruch der Nation* über die unmittelbare Kriegszeit hinaus. Die Handlung beginnt einige Monate vor Kriegsausbruch, umfasst die verschiedenen Phasen des Krieges an Ost- und Westfront und endet schließlich bald nach dem Waffenstillstand.

Der größte Teil ist der Kriegszeit gewidmet, deren diverse Phasen an der Ost- und Westfront, in Ruhestellung, Etappe und Heimaturlaub, mit allen dazugehörigen Topoi von den Kommunikationsproblemen zwischen Frontsoldat und Zivilisten bis hin zu dem Durchspielen der verschiedenen Gefechtssituationen in Trommelfeuer, Gas und Tankangriff oder der Konfrontation mit Flugzeugen gestreift werden. Diese Darstellungen sind durchwoben mit ideologisch enorm aufgeladenen Deutungen, die über den Krieg hinausweisen sollen.¹³⁹

Aufbruch der Nation ist dem Typus Prokriegsroman zuzuordnen. Zentral ist für Schauwecker die Betonung eines „urmännlichen“ Instinktes, der wesenhaft in jedem Mann schlummert und erst durch den Fronteinsatz zu voller Blüte gelangt. Kampfesrausch und Tötungslust können als Ausprägungen dieser (deutschen) „Urmännlichkeit“ gesehen werden. Sie richten sich gegen einen scharf abgegrenzten, verhassten und diffamierten Feind. In den von den Lasten der modernen Zivilisation „gereinigten“ Frontkameraden sieht Schauwecker die Basis zur Errichtung einer neuen Nation. Anders als *Heeresbericht* und *Krieg* enthält *Aufbruch der Nation* demnach ein „Rezept für die aktuellen Nöte der Gesellschaft“¹⁴⁰, eine Zukunftsperspektive. „Das Bild der ersehnten zukünftigen Volksgemeinschaft bleibt [jedoch] vage und unverbindlich.“¹⁴¹

¹³⁶ Bis 1940 erscheinen 75.000 Exemplare. Vgl. Fröschle, Ulrich: „Radikal im Denken, aber schlapp im Handeln“? Franz Schauwecker: *Aufbruch der Nation* (1929)“, in: Schneider, Thomas F. (Hrsg.): *Von Richthofen bis Remarque*, Amsterdam: Rodopi 2003, S. 261–298, hier S. 290.

¹³⁷ Ebd., S. 266.

¹³⁸ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 139.

¹³⁹ Fröschle: „Radikal im Denken, aber schlapp im Handeln“?, S. 282.

¹⁴⁰ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 245.

¹⁴¹ Ebd., S. 244.

Ähnliche Tendenzen weist Josef Magnus Wehners (1891 – 1973) Roman *Sieben vor Verdun* (1930) auf, mit welchem dem Autor der literarische Durchbruch in einer „breiteren, nationalistisch gesinnten Öffentlichkeit“¹⁴² gelingt. Der Roman gilt als direkte Antwort auf Remarques *Im Westen nichts Neues*. Wehner versuchte damit, das seiner Meinung nach von Remarque verzerrte Bild vom Kriegsalltag zu korrigieren. Seine Werke, so auch *Sieben vor Verdun*, sind durchzogen von christlicher- und Naturmystik.¹⁴³

Auch Wehner war als Kriegsfreiwilliger an der Front und sowohl in Italien, Serbien, als auch in Frankreich stationiert. Danach wurde er, wie Franz Schauwecker, zu einem entschiedenen Gegner der Weimarer Republik. 1933 wurde er in die Akademie der Deutschen Dichtung gewählt und war Vorstandsmitglied im Reichsverband Deutscher Schriftsteller. *Sieben vor Verdun* gehörte zum geförderten Schrifttum des Dritten Reiches und erreichte fünf Jahre nach Erscheinen eine Auflagenhöhe von 125.000 Exemplaren¹⁴⁴.

Der Roman dreht sich um sieben Freunde (angelehnt an Aischylos *Sieben gegen Theben*), die an der Westfront des Ersten Weltkrieges stationiert sind. Handlungsort und -zeit umfassen bei Wehner ausschließlich die Kämpfe um Verdun von Februar bis Oktober 1916. Während die anderen untersuchten Romane Heimat- bzw. Lazarettaufenthalte und andere Kriegsschauplätze thematisieren, bleiben diese Orte in *Sieben vor Verdun* ausgespart. Verdun wird bei Wehner zum Symbol des Ersten Weltkrieges schlechthin.¹⁴⁵ Trotzdem weist der Roman durch die Darstellung eines „mythisierten Kontinuum[s] von Vergangenheit und Zukunft“ über das begrenzte Setting hinaus.¹⁴⁶

Wehners Hauptaugenmerk gilt dem Widerspruch zwischen dem Kampfgeist, dem Mut und der Opferbereitschaft der deutschen Soldaten einerseits und der als passiv, alt und inkompetent empfundenen Obersten Heeresleitung andererseits, deren „Verrat am Vaterland“ als zentraler Konflikt des Romans gelten kann. Wie Schauwecker preist Wehner die Frontkameradschaft als gesellschaftliche Idealform und stellt besonders scharfe Abgrenzungen zum Feind her. Auch seinen Soldaten liegt das Kämpfertum im (deutschen) Blut. Nicht zuletzt dadurch

¹⁴² Ebd., S. 187.

¹⁴³ Vgl. Ebd., S. 190.

¹⁴⁴ Vgl. Ebd., S. 188.

¹⁴⁵ Vgl. Ebd., S. 191.

¹⁴⁶ Vgl. Ebd., S. 246.

sind sie anderen Völkern überlegen und zum „natürlichen“ Herrscher über diese bestimmt.

5 Maskulinitäten im Kriegsroman

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit der literaturwissenschaftlichen Analyse der vier ausgewählten Kriegsromane nach der Connell'schen Theorie der Hegemonialen Männlichkeit¹⁴⁷. Dabei liegt ein spezieller Fokus auf dem Vergleich zwischen Anti- und Prokriegsromanen, da ihre unterschiedlichen politischen Intentionen auf den Entwurf differenter Männlichkeiten hoffen lässt.

Zu diesem Zweck soll zunächst auf die dargestellten hierarchischen Beziehungen zwischen Männlichkeiten eingegangen werden. Anhand der von den Texten gezeichneten Offiziersfiguren wird der Frage nachgegangen, welches Leitbild hegemonialer Männlichkeit in den Romanen entworfen wird und ob die Vorgesetzten- bzw. Führerfiguren diesem entsprechen können. Anschließend soll ein Augenmerk auf die Funktion der Protagonisten als Komplizen der hegemonialen Männlichkeit gelegt werden, um danach auf Figuren einzugehen, die von der männlichen Gemeinschaft zum Zweck der Abgrenzung (und damit der Herstellung und Aufrechterhaltung) hegemonialer Leitbilder marginalisiert werden. Auf der Suche nach alternativen Männlichkeitsentwürfen wird danach auf die sozialen Bindungsstrukturen der Frontkameradschaft eingegangen. Wie Machtverhältnisse sich in Körper und Identität der literarischen Figuren einschreiben, wird in den abschließenden Unterpunkten gesondert einer umfangreichen Analyse unterzogen.

5.1 Leitbilder: Vorgesetzte oder Führer?

Vertreter hegemonialer Männlichkeit sind solche Männer oder Gruppen von Männern, welche eine „Führungsposition“ im sozialen Leben beanspruchen, ausführen und aufrechterhalten.¹⁴⁸ Vor und im Ersten Weltkrieg kann im gesamtgesellschaftlichen Raum dem Militär, besonders dem Offizierskorps diese Position zugesprochen werden. Diese Leitbildfunktion setzt sich in der Weimarer Republik – wenn auch eingeschränkt – fort, doch kristallisieren sich durch

¹⁴⁷ siehe Connell: Der gemachte Mann.

¹⁴⁸ Vgl. Ebd., S. 98.

Demokratisierung und Modernisierung sowie soziale Bewegungen alternative hegemoniale Männlichkeiten heraus, denn

[s]obald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt. Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren.¹⁴⁹

Dementsprechend gilt es, die Leitbilder, welche von den untersuchten Romanen festgeschrieben werden, zu analysieren. Wenn davon ausgegangen werden kann, dass abhängig vom historischen Zeitpunkt verschiedene Vorstellungen von Geschlecht über den Autor in den Text einfließen, erscheint es sinnvoll anzunehmen, dass jene neuen Leitbilder, die die Weimarer Republik hervorgebracht hat, in den untersuchten Texten greifbar werden. Da eine nationalistisch-konservative Ideologie dazu tendiert, hierarchisierte und kampfesmutige Männlichkeiten zu propagieren, wohingegen eine demokratisch-pazifistische Egalität und Friedfertigkeit in den Vordergrund stellt, müsste sich die unterschiedliche politische Intention von kriegsbejahenden und kriegskritischen Romanen in einer verschiedenartigen Darstellung von männlichen Leitbildern niederschlagen. Unter dieser Prämisse werden im Folgenden Vertreter des Offiziersrangs hinsichtlich ihrer Leitbildfunktion betrachtet.

Dieser Vorgehensweise kann entgegengehalten werden, dass nicht nur Offiziere Träger hegemonialer Männlichkeit sein können. Für einen Schauplatz, der nicht die Kriegsfront ist, ist dieser Einwand zweifellos richtig. Der Ort der Handlung ist jedoch in allen Texten die Front. Dort herrschen institutionell vorgegebene hierarchische (Zwangs-)Strukturen. Diese sind gegenüber jenen der Zivilgesellschaft weitaus starrer und undurchlässiger. Die „zwischenmännlichen“ Beziehungen werden hauptsächlich durch Achselstücke geregelt; der Offizier muss Vorbildfunktion übernehmen und befehlen, der Soldat gehorchen, wodurch dem Offizier Autorität und damit Macht zukommt; Qualitäten, die Repräsentanten hegemonialer Männlichkeit auszeichnen. Alle Autoren belassen ihre Figuren innerhalb dieses Systems, weshalb, in Ermangelung ziviler Vorbilder (vor allem Väter werden in den untersuchten Romanen konsequent ausgeklammert), die Konzeption jener Figuren ins Zentrum der Betrachtung rückt, die traditionell Träger hegemonialer Männlichkeit sein *sollten*. Fraglich ist, wie „ideales“

¹⁴⁹ Ebd.

Verhalten anhand dieser Männer geschildert wird und ob darin Brüche zum wilhelminisch militärischen Männlichkeitsideal sichtbar gemacht werden können. Anhand der Bewertungen, die durch die Erzähler einerseits und die Protagonisten andererseits vorgenommen werden, lässt sich beurteilen, ob Vertreter des Offiziersranges auch als männliche Leitbilder wahrgenommen werden.

Dass der Offizier nicht zum Offizier geboren wird, thematisiert Franz Schauwecker exemplarisch in *Aufbruch der Nation*, indem er die Herausforderungen schildert, welchen sich sein Protagonist Albrecht Urach in der Offiziersausbildung stellen muss:

Sie wurden bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit beansprucht. Letzte körperliche Anstrengung bei unbedingter Knappheit und Genauigkeit, rascher Überblick und blitzschnelle Entscheidungen, Beherrschung größerer Massen und Räume, völlige Gleichmäßigkeit der seelischen Haltung bei den stärksten Zumutungen, der Gedanke und die Sorge für andere als vornehmste Pflicht und der Gedanke an das eigene Ich als zweitrangige Angelegenheit, rücksichtslose Durchführung des einmal Beschlossenen, ständig gegenwärtige Verantwortung des Führers – das alles trat mit einer Unmenge von technischen Einzelheiten auf einmal an sie heran.¹⁵⁰

Die Textstelle beschreibt durch die Aufzählung der Ausbildungsziele anschaulich, was einen guten Offizier ausmacht: Das ist zunächst die unbedingte Beherrschung von Körper und Geist, auch und vor allem in Extremsituationen. Das sind weiters Führungsqualitäten, die durch Strenge, Konsequenz und Autorität einerseits, sowie Opferbereitschaft und Verantwortungsgefühl andererseits charakterisiert werden. Außerdem braucht der Offizier jede Menge technisches und strategisches Know-how. Interessanterweise herrscht über die Notwendigkeit dieser Fähigkeiten beim Offizier weitgehend Einigkeit in den vier untersuchten Romanen. Wie der Vorgesetzte allerdings im Frontalltag gezeichnet bzw. von den Soldaten erlebt wird, darüber erzählt jeder Text seine eigene Geschichte.

Prinzipiell werden Strenge, Konsequenz und Autorität als positiv bewertet, solange die Anforderungen, welche die Offiziere an die Soldaten stellen, sinnvoll erscheinen und Verantwortungsgefühl und Opferbereitschaft des Offiziers für die Soldaten spürbar sind. Dies ist dann der Fall, wenn der Offizier in einem besonderen Naheverhältnis zu den Soldaten steht, wozu es oftmals schon reicht, auf gewisse Privilegien zu verzichten, wie auf ein eigenes Zelt, während die

¹⁵⁰ Schauwecker, Franz: *Aufbruch der Nation*, Berlin: Frundsberg 1930, S. 280.

Soldaten im Schlamm schlafen müssen. Abgesehen davon wird seitens der Soldaten Führung vom Offizier erwartet, und das vor allem im Gefecht. Wer zusammen mit den Männern an der Front steht, kann sich ihrer Loyalität versichert wissen – sofern er mit waffentechnischer und strategischer Kompetenz aufwarten kann. Unbeliebt macht sich der Offizier durch Schikanen und unnötigen Drill, durch Distanz zu den Soldaten, Beharrung auf Privilegien und vor allem durch „Feigheit“, womit grundsätzlich das „sich dem Gefecht Entziehen“ gemeint ist.

Als besonders positiv bewertet werden Offiziere, wenn sie ihren Untergebenen ein väterlich anmutendes Verhalten entgegenbringen. Dazu zählen vor allem Pflege- und Versorgungstätigkeiten. Diese väterliche Form des Kümmerns und Versicherns ist etwas, das die jungen Männer an der Front einfordern. Sie verleiht den Opfern, welche die Soldaten bringen, einen Sinn und motiviert sie zum erneuten Gefecht. Sowohl die Antikriegsromane *Heeresbericht* und *Krieg* als auch der Prokriegsroman *Aufbruch der Nation* schildern ein solches Verhalten von Offizieren. So erfahren die Lesenden des *Heeresberichts* zum Beispiel von Hauptmann Mosel, der in anderen Situationen als eitel, rücksichtslos und schießwütig geschildert wird, dass er sich nach einem schweren Gefecht sehr fürsorglich um seine Soldaten kümmert:

Der Hauptmann kümmert sich persönlich darum, daß alles [das Essen, Anm.] gerecht verteilt wird. „So, Jungs, eßt und versucht zu schlafen. Wache ist nicht nötig. Telephon bleibt besetzt. – Ihr habt euch anständig benommen heute. Hoffentlich bleibt es morgen ebenso.“¹⁵¹

Zum einen spricht Mosel die Männer mit „Jungs“ an, was im Gegensatz zum an dieser Stelle erwartbaren „Männer!“ eine größere Nähe zwischen Hauptmann und Soldaten herstellt. Er fordert sie auf zu essen und zu schlafen, wohl wissend, dass die Gräuel des Gefechts so manchen Schlaf beeinträchtigen werden. Anschließend lobt er die „Jungs“ für ihr „anständiges“, sprich tapferes Verhalten. Ein ähnliches Bild zeichnet Schauwecker in *Aufbruch der Nation* von Leutnant Bergenthin, der zwar generell „still und sehr gerecht“ ist, dafür aber jähzornig.

„Er geht voran“, sagten die Soldaten, und damit meinten sie, daß sie ihm viel verzeihen hätten, wenn etwas zu verzeihen gewesen wäre. Er ging als letzter in sein Quartier, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine

¹⁵¹ Köppen: *Heeresbericht*, S. 69.

Soldaten untergebracht waren; er trank als letzter auf dem heißesten Marsch, nachdem seine Soldaten getrunken hatten.¹⁵²

Bergenthin verhält sich wie das Ideal des zeitgenössischen Vaters gegenüber seinen Kindern. Er achtet auf deren Wohlbefinden, tadelt und straft beizeiten allerdings auch über Gebühr, was ihm wegen seiner fürsorglichen Attribute aber nicht übel genommen wird. Bergenthin gilt in diesem Sinne als „hart aber gerecht“. Diese Floskel scheint in den untersuchten Romanen als Garant für die Leitbildfunktion eines Offiziers gelten zu können und darüber hinaus in engem Bezug zu Väterlichkeit zu stehen.

Ludwig Renn betont die Vorbildlichkeit gerechten Verhaltens in der Figur des Leutnant Fabian, zu dem der Protagonist Renn besonderes Vertrauen und persönliche Loyalität entwickelt. Er ist ein strenger und autoritärer Vorgesetzter, missbraucht seinen Rang jedoch nicht für Schikanen oder als unnötig empfundenen Drill, sondern lässt sich in seinen Entscheidungen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit leiten – Werten, die er zuweilen auch über das Kriegsrecht stellt. Als er einen Krankenträger wegen „Feigheit vor dem Feind“ vor das Kriegsgericht bringen müsste, lässt er Gnade vor Recht ergehen. Das freie Urteilsvermögen und die Besonnenheit Fabians imponieren dem Protagonisten Renn. Fabians Vorbildfunktion ist demnach nicht mit Härte im Sinne von strenger Einhaltung von Normen verbunden, sehr wohl aber mit der Macht, über ein Schicksal zu entscheiden. „Hegemonie zeichnet sich weniger durch direkte Gewalt aus, sondern durch ihren erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität“¹⁵³, so Connell.

In allen Romanen spielen die tatsächlichen Väter im Gegensatz zu den Müttern eine vergleichsweise verschwindende Rolle. Sie schreiben keine Briefe und sind auch in etwaigen Heimataufenthalten nicht präsent. Dieser Umstand könnte einerseits auf den Jugendkult und Generationenbruch der Vorkriegszeit zurückzuführen sein, andererseits könnte er auch seine Ursachen im sozialen Umfeld der Autoren um 1930 haben. Die radikalen Umstürze männlich konnotierter Strukturen (Monarchie, Militär) führten zu gesellschaftspolitischen Unsicherheiten hinsichtlich der Konzepte von Staat und Nation, was sich auf die mit ihnen in engem Zusammenhang befindliche Männlichkeit auswirkt. Alte

¹⁵² Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 73.

¹⁵³ Connell: Der gemachte Mann, S. 98.

Autoritäten und Strukturzwänge sind nicht mehr oder nur noch eingeschränkt vorhanden. Dieses „Lockern der Zügel“ wird in der Weimarer Republik als „Vaterlosigkeit“¹⁵⁴ empfunden. Die Einschreibung väterlicher Qualitäten bei Offizieren könnte den zeitgeistigen Wunsch nach Ordnung und Disziplin in der Weimarer Republik zum Ausdruck bringen.

„Väterliches“ Verhalten gilt als erfolgreiche Strategie für die Herstellung von Autorität. Es hat den Vorteil, dass es den Offizier fast „natürlich“ zum Sympathieträger werden lässt, dem die Soldaten gerne folgen. Eine andere Strategie ist der Ton des militärischen Umgangs, der Befehl. Er ist sozusagen das sprachliche Mittel zur Herstellung von Hierarchie. Dabei kommt es nicht nur darauf an, was ein Offizier befiehlt, sondern auch darauf, *wie* er es tut. Will er respektiert werden, müssen Strenge und Entschlossenheit in seiner Stimme mitschwingen. Ein Befehl hat überdies knapp und eindeutig zu sein. Diese rhetorischen Kniffe verhindern Reflexion, eventuell auf sie folgenden Widerspruch und damit die Nichtbefolgung des Angeordneten. Prinzipiell richtet ein ranghoher Offizier sein Wort nur an andere Offiziere, seine Befehle an Rangniedrigere. Die Kommunikation mit dem einfachen Soldaten obliegt hauptsächlich den Unteroffizieren. Dementsprechend ist der Figurensprache, besonders gut beobachtbar zwischen Soldaten unterschiedlicher Ränge, ein „doing hierarchy“ abzulesen.

Anstatt diese Strategien zu hinterfragen, lässt der Antikriegsroman *Krieg* seinen Protagonisten und Identifikationscharakter Ludwig Renn dieses „doing hierarchy“ gutheißen: Im Stellungskrieg bei Chailly hört Renn ein Gespräch zwischen dem bataillonskommandierenden Major und Leutnant Fabian mit an, in welchem der Major seine Anweisungen gibt. „Er flüsterte alles im harten Ton kühler Überlegung. Ich hatte so noch nicht befehlen hören. Aber so ist es richtig.“¹⁵⁵

Auch in Edlef Köppens *Heeresbericht* wird die richtige Art und Weise thematisiert, in der ein Offizier zu befehlen hat: So berichtet der Protagonist Reisiger über einen neuen befehlshabenden Vorgesetzten: „Er ist unentschieden. Oder unsicher?“¹⁵⁶ Entschlossenheit und Sicherheit gelten auch bei ihm als Grundtugenden eines Offiziers.

¹⁵⁴ zum Konzept *Vaterlosigkeit* siehe Thomä, Dieter (Hrsg.): *Vaterlosigkeit: Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010.

¹⁵⁵ Renn, Ludwig: *Krieg - Nachkrieg*, 2. Aufl., Berlin: Aufbau Verlag 1964, S. 113.

¹⁵⁶ Köppen: *Heeresbericht*, S. 253.

Die Prokriegsromane stellen eine „richtige“ Art und Weise des Befehlens anhand von Reflexionen ihrer Protagonisten nicht zur Disposition. Schauwecker beschäftigt sich in *Aufbruch der Nation* vielmehr damit, wer überhaupt in der Position ist, befehlen zu dürfen. Einen besonderen Fokus legt er dabei darauf, mit althergebrachten Standesdünkeln aufzuräumen. Bis zum ersten Weltkrieg war es durchaus üblich, dass Vertreter der Offiziersränge aus adeligem Hause stammten.¹⁵⁷ Dieser Umstand verleiht den befehlenden Männern zusätzlich zur militärischen auch außermilitärische gesellschaftliche Autorität, die sie doppelt mit der staatlichen Obrigkeit verknüpft. Schauwecker versucht in seinem Roman, sowohl die durch militärische als auch die durch ständische Hierarchie bedingte Verbindung zum Staat zu unterlaufen, denn seine Auffassung von (der erstrebenswerten) Nation liegt im alle Standes- und Rangunterschiede überwindenden „Deutschtum“.¹⁵⁸ So wird zum Beispiel ein unbeliebter Offizier eingeführt, dem die Soldaten hauptsächlich wegen seines Standes folgen. Herse, ein vorbildlicher Soldat und Freund des Protagonisten, fordert dazu auf, den althergebrachten Gehorsam gegenüber Adeligen zu hinterfragen:

„Aber er ist aus dem ältesten pommerschen Adel“, fügte Lange gedankenvoll hinzu.
„Du bist’n Dussel!“ sagte Herse scharf. „Hauptsache, er is’n guter Kommandeur. Und was das betrifft, könnt’ er ruhig’n bißchen weniger hinterm Drill her sein.“¹⁵⁹

Gegen Ende des Krieges, als das Heer mit den verschiedensten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wird schließlich auch die militärische Hierarchie nach Dienstgraden subvertiert:

In der vordersten Linie herrschte nur noch die Persönlichkeit. Die Achselstücke für sich an irgendeinem Paar Schultern galten nichts mehr. Es kam darauf an, wer sie trug. Wer Vertrauen besaß, war Führer, und wer jetzt Vertrauen besaß, der hatte es sich mit Recht erkämpft.¹⁶⁰

Blaues Blut bzw. Offiziersrang befähigt, Schauwecker zufolge, noch lange nicht zum Führen. Doch dieser Umstand macht den Text nicht zum „Vorkämpfer“ einer demokratischen Idee. Vielmehr fordert Schauwecker, dass nur jenen Männer, die im Krieg gekämpft haben, unabhängig von Stand, Rang oder Bildung, die

¹⁵⁷ Das kann als Rudiment einer feudalen Gesellschaftsordnung gelten, in der der jeweilige Landesherr die ihm verpflichteten Männer in die Schlacht geführt hat.

¹⁵⁸ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 164.

¹⁵⁹ Schauwecker: *Aufbruch der Nation*, S. 102.

¹⁶⁰ Ebd., S. 362.

Verantwortung für die „Nation“ übertragen werden dürfte. Damit entwirft Schauwecker eine neue Form hegemonialer Männlichkeit. Jene Männer, die im Krieg ihre Männlichkeit unter Beweis gestellt haben, sollen die Gruppe bilden, die die Führungsposition in der Gesellschaft innehat. Dies kann als Angriff auf die Weimarer Republik gelesen werden, die ja im Ruf stand, von Männern ausgerufen und regiert worden zu sein, die nicht „gedient“ hatten.¹⁶¹

Ein ähnliches Brechen mit der militärischen Rangordnung und ihrer Befehlskette propagiert auch Wehner in *Sieben vor Verdun*. Besonderes Augenmerk richtet er darauf, dass die Oberste Heeresleitung (allen voran der preußische Kriegsminister Erich von Falkenhayn) verspätete oder strategisch falsche Anweisungen gibt. Der Text sieht den Grund dafür hauptsächlich darin, dass die Befehlshaber selbst nicht an der Front kämpfen und daher keine Ahnung von den militärstrategischen Erfordernissen haben. In einem Gespräch mit seinem Bruder Robert beklagt sich Bernhard Buchholz:

„Ja, und das Aushalten ist fürchterlich, dieses ganze Stück- und Flickwerk, diese Fetzenarbeit hier vor Verdun. Hast du gehört, wie unsere Leute gestürmt haben, wenn man sie losließ? Warum läßt man sie nicht unaufhörlich stürmen, Reserven hinterdrein, auf ein einziges Ziel! Donner noch eins, diese Brockenwirtschaft von ängstlichen alten Leuten! Dieses Graben um Graben, Gräbchen um Gräbchen. Das ist das Furchtbare, Bruder, daß die alten Leute oben kein Gottvertrauen haben. Sie lassen uns nicht los, sie wollen hundert Prozent Sicherheit haben und sind glücklich, wenn wir die Stellung halten.“¹⁶²

Wehner stellt den Frontsoldaten die militärische Führung als Antagonist gegenüber. Während der kämpfende Soldat als jung, stark und aktiv gezeichnet wird, gelten die Attribute alt, schwach und passiv für die Oberste Heeresleitung. Diese wird als zögerlich, theorielastig und letztlich als betrügerisch feige dargestellt, wohingegen die Frontsoldaten, ihren männlich-kriegerischen Instinkten getreu, mutig und tapfer weiterkämpfen. Ohne die Interventionen der Obersten Heeresleitung hätten sie den Sieg, so die Aussage des Textes, sicher errungen.¹⁶³ Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass der fähige Soldat bisweilen Alleingänge durchzuführen hat, nicht immer auf Befehle warten kann. Diese Alleingänge erhalten eine heroische Konnotation. Als zum Beispiel davon

¹⁶¹ Frauen wird demnach das Recht gänzlich abgesprochen, politisch mitbestimmen bzw. entscheiden zu können.

¹⁶² Wehner, Josef Magnus: *Sieben vor Verdun*, München: Georg Müller 1936, S. 202.

¹⁶³ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 196.

berichtet wird, dass ein Hauptmann ein Fort nördlich von Douaumont eigenmächtig stürmen lässt, berichtet der Erzähler:

Und so lernten die Jungen, daß dem der Sieg zufällt, der durch freien Entschluß dem Feinde das Gewehr des Handelns aufzwingt, und das war so während des ganzen Krieges, daß die Deutschen das Gesetz gaben, und die Jungen vergaßen das nie.¹⁶⁴

Leitbildfunktion hat bei Wehner grundsätzlich jeder Soldat, der selbstvergessen im Kampfesrausch drauflos stürmt – und das sind bei ihm alle dargestellten deutschen Soldaten, egal welchen Ranges: „[A]lle Frontsoldaten sind tapfer, entschlossen, unaufhaltsam im Angriff, opferbereit; jeder ist ein Held.“¹⁶⁵ Ganz im Gegensatz zu den feindlichen, vor allem den französischen Soldaten.

Michael Gollbachs Feststellung verweist auf ein zentrales Motiv in Wehners Roman: das des Helden. Die drei anderen untersuchten Romane verzichten auf „klassische“ Heldenfiguren. Angesichts der technisierten Kriegsführung und des Stellungskampfes im Ersten Weltkrieg erscheint ihnen diese Darstellung wohl anachronistisch, wollen sie doch die Frontgeschehnisse so authentisch wie möglich schildern. Wehners mystisch aufgeladener Roman jedoch versucht, den deutschen Soldaten in die Tradition des germanischen Helden zu setzen. Im Zuge dessen stellt er Hauptmann Welsch vor, der vor allem durch seinen Kampfesmut als Inbegriff des Männlichen schlechthin gezeichnet wird. Interessant dabei ist die Beschreibung des Mannes: Ohne militärische Haltung und Abzeichen wird er von Soldaten aus der Gruppe Eduard Langs, einem der *Sieben vor Verdun*, aufgegriffen. Sie hoffen schadenfroh, einen Spitzel oder Deserteur aufgespürt zu haben. Posten führen den verwahrlosten Gefangenen vor, einen „riesigen Mann“, der sich als deutscher Hauptmann ausgibt. Er wird von den Soldaten verlacht und mit körperlicher Gewalt bedroht.

Eduard Lang sah einen gänzlich verwilderten Menschen vor sich. Ein verklebter brauner Bart verdeckte das völlig gelbe und knochige Gesicht. Uniform und Stiefel waren zerrissen, der Stahlhelm zerbeult: der Mann hatte nicht einmal ein Hemd an, man sah die haarige Brust zwischen den offenen Knöpfen des Waffenrockes. Im Gürtel hing eine verdreckte Pistole, die Holzkeule, die ihm gehört hatte, trug einer von seinen Wächtern. Er fragte sofort, ob es hier nichts zu trinken oder zu rauchen gebe, er komme von vorne, seine Leute seien aufgerieben, rechts und links habe er keinen Anschluß gefunden, und nun habe er sich beim Zurückgehen in dem fürchterlichen Zickzack verirrt.¹⁶⁶

¹⁶⁴ Wehner: *Sieben vor Verdun*, S. 71.

¹⁶⁵ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 197f.

¹⁶⁶ Wehner: *Sieben vor Verdun*, S. 186.

Im Gegensatz zur geschmückten Uniform und edlen Waffenausrüstung eines Hauptmannes zieren diesen Mann „Abzeichen wilder Männlichkeit“: Bart, behaarte Brust und eine Holzkeule. Diese erscheint den Wächtern offensichtlich gefährlicher als seine Pistole, die ihm im Gegensatz zur Keule nicht abgenommen wird. Lang glaubt die Geschichte Welschs, derzufolge er aufgrund der hohen Verluste nur zusammen mit einem Soldaten die Frontstellung halte und rückt daraufhin mit einigen Männern im Gefolge aus, um dem Hauptmann und seinem Getreuen zu helfen. Kaum am besagten Ort angekommen, folgt ein Angriff der Franzosen.

Da sah man, wie der Hauptmann langsam aus dem Graben stieg. Er trug nichts als eine schwere lehmige Holzkeule und hinter ihm lief Wolf [der getreue Soldat, Anm.]. Es war ein Augenblick großer Ruhe, und jeder ging wieder zu seinem Gewehr. [...] Dann hob er seine mächtige Keule. der Graben lohte auf, man sah, wie der Hauptmann in großen Sprüngen über das Feld eilte, wie seine Keule niedersauste als schwere Axt; man hörte seinen Atem keuchen und hörte ihn bei jedem Schlage sagen: „Wir leben doch länger als ihr.“ Zuweilen verschlang ihn eine Rauchwolke, aber er drang immer wieder hervor, und nun kam er in den Graben zurück ohne Wunde, und die Männer sahen ihn stumm und zitternd an. Trockener Schaum stand um seine Lippen, er lehnte sich gegen die Rückwand des Grabens und atmete schwer.¹⁶⁷

Nicht nur sein Äußeres, sondern auch sein Verhalten im Kampf und seine fast übernatürlichen Kräfte lassen den Schluss zu, dass Wehner mit Welsch einen (germanischen, erkennbar an Bart und „Axt“) Helden zeichnet. In einem Krieg, der sich durch Material- und Massenschlachten auszeichnet wird er als Einzelkämpfer beschrieben, der sich, allein mit einer Keule bewaffnet, den technisch ausgefeilten Waffen des Gegners stellt – und unverwundet bleibt. *Sieben vor Verdun* zeichnet den deutschen Soldaten als Relikt einer anderen Zeit, als naturverbundenen und von Körperkraft strotzenden Helden. Die heroisch-kriegerische Männlichkeit liegt dem deutschen (!) Mann gleichsam im Blut, wodurch er anderen Völkern automatisch überlegen ist. Um seine Männlichkeit militärstrategisch richtig einzusetzen bedarf es keiner ausgefeilten Ranghierarchie, sondern vielmehr eines aktiven und entschlossenen Führers, der als Vorbild fungieren kann. Damit bietet Wehner seiner männlichen Leserschaft die Besinnung auf ein wesenhaft „deutsches“ Männlichkeitsideal als gemeinsame, sinnstiftende Qualität an, an welcher jeder Mann teilhaben kann. Diese Strategie

¹⁶⁷ Ebd., S. 193f.

hat den Sinn, ein national-völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl zu stiften und damit das deutsch-männliche Selbstbewusstsein wieder aufzurichten, das durch Niederlage und Weimarer Republik Schaden genommen hat. Der implizite Ruf nach einem starken Führer bereitet die sich identifizierende Leserschaft auf die drei Jahre nach Erscheinen des Romans stattfindende Machtergreifung Adolf Hitlers vor.

Die Prokriegsromane schildern ihre Offiziere als eindimensionale Führerfiguren. Während alle dargestellten Offiziere aus *Sieben vor Verdun* konsequenterweise die von ihnen erwarteten Eigenschaften erfüllen, finden sich in *Aufbruch der Nation* auch negativ bewertete Offiziersfiguren. Diese können jedoch als große Ausnahme gesehen werden. Schauweckers Offiziere sind entweder „gut“ oder „schlecht“, wobei er die Darstellung „schlechter“ Offiziere dazu funktionalisiert, Machtanspruch von Rang und Adel zu trennen. Die Antikriegsromane zeichnen ihre Vorgesetztenfiguren demgegenüber mehrdimensional. Sie haben Vorzüge und (vor allem) Schwächen, wofür die Protagonisten oft auch Verständnis zeigen. Michael Gollbach fasst diesen Unterschied zwischen den Offizieren aus kriegskritischen und kriegsbejahenden Romanen mit den Begriffen „Vorgesetzte“ versus „Führer“.¹⁶⁸ Gelten „Führer“ als unbedingte Vorbilder und Maßstab allen Handelns, sind „Vorgesetzte“ sozusagen „auch nur Menschen“.

Einen Offizier, der keine Kompetenzen technischer und strategischer Natur und zudem keinerlei Führungsqualitäten aufweist, dafür aber höchsten Wert auf Äußerlichkeiten und Etikette legt, lernen wir in Ludwig Renns *Krieg* kennen. Oberleutnant Lößberg löst einen allseits beliebten Offizier als Kompanieführer ab. Er setzt die Gruppen nach Größe und Aussehen der Soldaten neu zusammen, was diesen äußerst missfällt, da Männer auseinander gerissen werden, die sich gut aneinander gewöhnt und viel miteinander durchgemacht haben. Bei seinem ersten Kontrollgang durch die Unterstände:

„Als Unteroffizier vom Grabendienst!“ meldete sich der lange Sänger.
„Haben Sie sich heute schon gewaschen?“ Sänger sah wirklich sehr schmutzig im Gesicht aus.
„Nein, Herr Oberleutnant, wir haben kein Wasser im Graben.“
„Das ist kein Grund! Wer will, findet schon etwas. – Mein lieber Renn, das geht nicht! Wir sind doch keine Räuberhorde, sondern eine Kompanie seiner Majestät!“ Dieses schöne Wort schien ihm selbst zu gefallen.¹⁶⁹

¹⁶⁸ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 246.

¹⁶⁹ Renn: *Krieg*, S. 242.

Lößberg ist überkritisch und versucht die Kompanie umzuorganisieren, um sein Image aufzubessern. Dafür bürdet er den Soldaten zusätzliche Dienste auf, die diese kaum zu bewältigen imstande sind. Renn irritieren die Rücksichts- und Verantwortungslosigkeit Lößbergs, doch besinnt er sich darauf, dass einem Befehl Folge geleistet werden muss. Lößbergs Inkompetenz, Eitelkeit und vor allem sein offensichtlicher Hang zu jungen, schönen Männern machen ihn als Vorbild unmöglich.

Im *Heeresbericht* erfahren wir von Hauptmann Brett, dem der Protagonist Reisiger an der Ostfront als Ordonnanzoffizier zugeteilt wird:

Der Führer der Dritten Abteilung war der gefürchtetste Offizier des Regiments. Hauptmann Brett, Reserveoffizier. So grob, daß selbst der Regimentskommandeur nur in den notwendigsten Fällen persönlich mit ihm sprach. Aber wohl auch der beste Offizier des Regiments. Zuverlässigster Fachmann in allen schießtechnischen Angelegenheiten, taktisch geschickt, organisatorisch ein Muster.¹⁷⁰

Bretts Grobheit übersteigt das Maß, das einem Offizier ex ante zugestanden wird. Er sucht sich ausschließlich Ordonnanzoffiziere, „bei denen irgend etwas nicht stimmt“¹⁷¹, um wegen seines schikanösen Verhaltens keine Schwierigkeiten zu bekommen. Bei Reisiger „stimmt nicht“, dass er zuvor pazifistische Gedichte veröffentlicht hat. Dass Brett dennoch als der „beste Offizier des Regiments“ gilt, verdankt er seinen waffentechnischen und strategischen Fachkenntnissen. Im täglichen Umgang zeigt er sich cholerisch und rücksichtslos. Er zwingt Reisiger regelmäßig, an seinen Trinkgelagen teilzunehmen, was jener persönlich ablehnt. Doch Reisiger hat schon im Umgang mit dem bereits erwähnten Hauptmann Mosel gelernt: „Außerdem ist die Bitte um einen privaten Gefallen nichts anderes als ein Befehl.“¹⁷² In Anbetracht der Geschlossenheit und Unentrinnbarkeit der Frontsituation bleibt Reisiger nichts anderes übrig, als sich in die Befehlswelt zu fügen. Er ärgert sich zwar darüber, trotzdem tut er, wie ihm geheißen wird.

Reisiger verstand sich gut mit dem Hauptmann. Er wurde von ihm an jedem Tag rund zwei dutzendmal [sic.] so angebrüllt, wie man heutzutage sicherlich keinen Rekruten mehr anbrüllen darf, aber das trübte das gute Einvernehmen durchaus nicht, im Gegenteil, auf Regen folgt Sonnenschein, nach jedem Krach war Brett von bestrickender Liebenswürdigkeit.¹⁷³

¹⁷⁰ Köppen: *Heeresbericht*, S. 348.

¹⁷¹ Ebd., S. 350.

¹⁷² Ebd., S. 134.

¹⁷³ Ebd., S. 350.

Die Charakterisierung von hochrangigen Offizieren wird von Köppen fast satirisch zugespitzt. Trotzdem ist zu beobachten, dass er ambivalente Vorgesetzte vorstellt, die weder eindeutig „schlecht“ noch eindeutig „gut“ sind. Positiv an Brett ist sein strategisches und technisches Know-How, seine soziale Kompetenz lässt allerdings zu wünschen übrig. Damit spricht Köppen dem „besten Offizier des Regiments“ seine Vorbildfunktion für die außermilitärische Gesellschaft gleichsam ab. Was im Krieg als optimal angesehen wird, kann für den Frieden keine Geltung haben. Diese Aussage des *Heeresberichts* kann als Affront gegen die Freikorps-Verbände der Weimarer Republik gelesen werden.

Das verachtenswerteste Verhalten, das ein Soldat – und ein Offizier im Speziellen – an den Tag legen kann, ist „Feigheit“. Das „Wesen“ des deutschen Frontsoldaten schließt, so suggeriert Wehner, feiges Verhalten ex ante aus. Schauweckers *Aufbruch der Nation* thematisiert „Feigheit“ zwar, geht aber nicht so weit, es mit Offizieren in Verbindung zu setzen. Anderes lesen wir wiederum in den Antikriegsromanen von Renn und Köppen. Sie stellen das feige Verhalten von Offizieren in starken Kontrast zu jenem ihrer Protagonisten, die trotz Zweifel und Ängsten tapfer weiterkämpfen.

So verliert Hauptmann Brett, der gefürchtetste und dennoch vorbildlichste Offizier des *Heeresberichts*, zu Ende des Krieges seine Vorbildlichkeit, indem er sich durch eine vorgeschützte Krankheit seine Heimreise erschleicht:

„Herr Leutnant Reisiger, Sie wissen seit langem, daß ich Gallensteine habe.“ – Gallensteine? Keine Ahnung. Blick zu Winkel [Arzt, Anm.]: Keine Ahnung. Der Hauptmann fährt fort: „Und das ist im Lauf der Nacht da oben in dem Dreckloch so schlimm geworden, daß ich leider noch heute die Kur antreten muß, die mit dem Regiment seit langem verabredet ist.[...] Ich bin in vier Wochen wieder da.“ Dabei macht er ein Gesicht, ganz plötzlich, als läge er bereits im Sterben. Das sieht umso komischer aus, weil er ganz dick ist und listige vergnügte Augen hat.

Ja, was soll man da machen? Noch nie im Kriege hat ein Leutnant einem Hauptmann etwas befehlen können. Reisiger hätte wahrscheinlich auch gar nichts befohlen; – vielleicht hat der Hauptmann recht. Vielleicht tut er das Klügste, was man tun kann. Der Krieg ist ja doch –¹⁷⁴

Reisiger überlegt, ob er an Bretts Stelle nicht das gleiche getan hätte; er versteht dessen Motivation. Doch obwohl er an der Sinnhaftigkeit des Krieges mittlerweile die größten Zweifel hat, kann er sich nicht dazu entscheiden, wie der Hauptmann – „unehrenhaft“ – die Front zu verlassen.

¹⁷⁴ Ebd., S. 413.

Ein anderes Szenario, das die Feigheit eines hochrangigen Offiziers thematisiert bringt Ludwig Renn in *Krieg*. Hauptmann Lindkamp, dem Renn im Lazarett begegnet, ist unverletzt und versucht, durch seinen Aufenthalt der Westfront zu entgehen, deren hohe Verluste bekannt sind. Lindkamp rechtfertigt seine „Feigheit“ mit der Sorge um seine Familie. Er möchte heimkehren und sich um Frau und Kinder kümmern. „Wie entsetzlich! dachte ich. Er hat jeden Maßstab verloren, für sich und andere! Wenn es nur niemand gehört hat.“¹⁷⁵ Renn schämt sich für den Hauptmann, der weder soldatisches Verantwortungsgefühl noch Opferbereitschaft zeigt. Ein paar Tage später begeht der Hauptmann Selbstmord. Lindkamp befindet sich in einem Dilemma. Zwei verschiedene Männlichkeitsentwürfe werden anhand dieser Figur gegenübergestellt: Sorgender Vater versus pflichtbewusster Offizier, privat gegen öffentlich. Dem Text zufolge wiegen die militärischen Pflichten unverhältnismäßig schwerer. Ihre Erfüllung ist maßgeblich für den „Wert“ eines Mannes, was sich auch auf sein Familienleben auswirkt. Lindkamp hat als Hauptmann versagt, folgerichtig muss er auch als Familienvater untauglich sein: Hätte er sich nicht für Suizid entschieden, hätte er sich vor dem Kriegsgericht verantworten und seine Familie soziale Sanktionen befürchten müssen. Der „ideale“ Mann steht diesem Verständnis nach der Öffentlichkeit näher als dem Privaten. Seine Verbundenheit zum Staat muss daher größer sein, als jene zu seiner Familie, was ihn gegenüber der – auf Leiblichkeit beschränkten – Frau auf eine abstrakt-geistige Metaebene erhebt. Renn stellt mit Hauptmann Lindkamp eine alternative Form von Männlichkeit zur Disposition, die jedoch zum Scheitern verurteilt ist, da sie in einer militärisch organisierten (Kriegs-)Welt keinen Platz finden kann und sowohl von Militär- als auch Zivilbevölkerung geahndet wird. Die Alternative, sich durch vorgeschützte Krankheiten dem Kriegsdienst zu entziehen, wird in den Antikriegsromanen also thematisiert, doch durch beide Protagonisten letztlich abgelehnt. Auch wenn beide Soldaten psychisch und körperlich bereits an ihre Grenzen stoßen, lässt ihr Pflichtbewusstsein und Ehrgefühl ein derartiges Verhalten für sie nicht in Frage kommen.

Generell ist zu sagen, dass die zentralen Eigenschaften, die einen guten Offizier ausmachen, Kontrolle, Führungspotenzial sowie technisches und strategisches Wissen in allen untersuchten Romanen als „ideale“ männliche Eigenschaften

¹⁷⁵ Renn: *Krieg*, S. 168.

gelten. Die Prokriegsromane sprechen tendenziell jedem deutschen Soldaten diese Kompetenzen zu, während die Antikriegsromane diese Werte zwar als vorbildlich anerkennen, sie aber kaum einer Offiziersfigur gänzlich zuweisen. Für die Protagonisten ist die Verbindlichkeit dieser Werte jedoch von erheblicher Bedeutung und sie versuchen, sich daran zu orientieren. Viele Offiziere des Antikriegsromans brechen diese Ideale aufgrund von individuellen Schwächen. Diese Schwächen sind vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Vorgesetzten ihr individuelles Wohl (körperliche Unversehrtheit aber auch die Bedürfnisse der eigenen Familie) über das der Soldaten und letztlich das der Nation stellen. Für das Männlichkeitsbild der Protagonisten bedeutet das, dass die Vorgesetzten nicht mehr als Vorbilder gelten können, da sie selbst aus der engen Verbindung von Männlichkeit und Nation nicht ausbrechen können. In Ermangelung alternativer Leitbilder stellen sich bei Renn und Reisiger Gefühle von Leere und Sinnlosigkeit ein.

Wehner und Schauwecker entwerfen sogar mit ihren Protagonisten Vertreter hegemonialer Männlichkeit, auch wenn Schauweckers Albrecht Urach sich erst im Laufe des Romans dazu entwickelt. Dadurch schaffen sie im Unterschied zu den Antikriegsromanen Identifikationsfiguren für einen großen Teil der zeitgenössischen Leserschaft, die gelernt hat, sich an Leitfiguren mit den gezeichneten Charakteristika zu orientieren. Das hegemoniale Männlichkeitsbild der Vorkriegszeit wird demnach in Antikriegsromanen und in Prokriegsromanen für die späte Weimarer Republik perpetuiert, der soldatische Verhaltens- und Ehrenkodex bleibt bestehen. Dieser Umstand schafft einen fruchtbaren Boden für die schleichende Implementierung nationalsozialistisch-faschistischer Männlichkeiten.

5.2 Komplizenschaft

Komplizenschaft bezeichnet nach dem Connell'schen Modell die Gesamtheit jener Männlichkeiten, die zwar selbst nicht den Anforderungen des hegemonialen Leitbildes entspricht, sich jedoch daran orientiert und in den „Genuss“ jener Vor- aber auch Nachteile kommt, welche die kleine Gruppe derer, die dem Status der Hegemonialität entsprechen, erkämpft.¹⁷⁶ Zu jeder Zeit nimmt die überwiegende Mehrheit der Männer die Rolle der Komplizenschaft ein. Sie sind anerkannte Mitglieder des Systems und müssen im Vergleich zu den Vertretern marginalisierter Männlichkeit mit keinen Abwertungen rechnen.

Für die Kriegssituation bedeutet das, dass die Mehrzahl aller Soldaten als Komplizen gelten kann, so sie sich an den männlichen Leitbildern orientieren und zusammen mit ihnen ein Ziel verfolgen. Analog zu Vertretern der hegemonialen Männlichkeit liegt ihrem Handeln ein besonderer Ehrbegriff zugrunde.

Diesem Muster entsprechen die Protagonisten der analysierten Antikriegsromane sehr gut. Die Prokriegsromane stellen mit ihren Hauptfiguren entweder von vornherein Charaktere her, die dem Leitbild der hegemonialen Männlichkeit entsprechen, wie es Wehner mit sechs seiner sieben Hauptfiguren tut, oder sie lassen sie im Laufe des Romans eine Entwicklung durchschreiten, die sie über den Umweg des Komplizen- oder gar Marginalisiertenstatus zur Leitfigur machen, wie es bei Schauweckers Albrecht Urach der Fall ist.

Anhand des Protagonisten aus *Krieg*, Ludwig Renn, lässt sich Komplizenschaft besonders gut herausarbeiten. Unreflektiert lebt er seinen Soldatenalltag und bewundert Offiziere, die sich durch Entschlusskraft, Mut und Kameradschaft auszeichnen. Renn wird zwar von Ängsten geplagt, kämpft mit seiner eigenen Feigheit und sieht sich mit „schwindender Opferbereitschaft und labiler emotionaler Selbstkontrolle“ konfrontiert.¹⁷⁷ Warum Renn dennoch nicht marginalisierten Status einnimmt, erklärt Klaus Wieland folgendermaßen:

Trotz der inneren Defizite [steht er] bei den Kameraden in hohem Ansehen – Renn gilt etwa als „unverwundbar“ (S.241) –, [seine] soldatische Maskulinität wird von der sozialen Umwelt anerkannt. [...]

¹⁷⁶ Vgl. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 100.

¹⁷⁷ Wieland, Klaus: „Mannsbilder im Kriegsroman der Weimarer Republik. Anmerkungen zur literarischen Konstruktion militärisch-hegemonialer Männlichkeit.“, *Musil Forum* 30 (2007), S. 153–193, hier S. 169.

[Komplizen] gelten als ‚echte Männer‘, auch wenn sie zeit- bzw. teilweise die inneren Werte des soldatischen Mannes nicht erfüllen.¹⁷⁸

Gerade dass die Figuren Renn und Reisiger keine Leitbilder im Sinne hegemonialer Männlichkeit sind, ließe auf Reflexionsvorgänge hinsichtlich der Bewertung militärischer Männlichkeiten hoffen. Diese Hoffnung wird allerdings enttäuscht. Renn ist pflichtbewusst, kameradschaftlich, opferbereit, auch wenn er sich dazu öfters erst durchringen muss. Die Figur zeigt kaum kritisches Bewusstsein und fügt sich unhinterfragt in ihr Schicksal. Wirft der Text auch immer wieder Fragen hinsichtlich der Sinnhaftigkeit des Krieges auf, Renn lässt sie unbeantwortet. Er setzt sich mit seiner Rolle als Soldat nicht auseinander, geschweige denn mit seiner Männlichkeit. Renn kann mit den Gräueln des Krieges umgehen, gerade weil er sie nicht an sich herankommen lässt. Er findet sich in jede Situation ein und kann sogar bei schlimmstem Gefechtslärm schlafen. In der Kompanie bringt ihm das den Ruf ein, er sei unverwundbar.

Als er eines Tages an der Front auf eine andere Kompanie stößt, wundert er sich über deren unvorsichtige Aufstellung. „Um Gottes willen! dachte ich. Die sind wohl noch nie im Krieg gewesen!“¹⁷⁹ Auf Aufforderung des Leutnants der Kompanie möchte er darauf hinweisen, dass dessen Vorkehrungen alles andere als klug getroffen seien. Der Leutnant winkt mit den Worten ab, er dürfe es nicht anders machen, da er direkten Befehl von seinem Bataillonskommandeur habe. „Ich war damit auch zufrieden; denn in diesem Regiment schienen energische Führer zu sein. Man ließ mir vielleicht etwas zu viel Freiheit.“¹⁸⁰ Renn weiß aus Erfahrung, dass die Aufstellung für das Gelände ungeeignet und äußerst gefährlich ist. Sobald er aber hört, dass der Befehl dazu „von oben“ gekommen ist, wirft er seine Bedenken beiseite und hinterfragt gar das bisschen Entscheidungsfreiheit, das ihm zusammen mit seiner Verantwortung als Zugführer überlassen wird. Er verliert keinen Gedanken daran, dass die Anordnungen von jemandem kommen, der noch keinen Fuß in die Schützengräben gesetzt hat. Energisch ist besser als logisch, Befehl ist Befehl.

Eine ähnliche Situation wird in Schauweckers *Aufbruch der Nation* berichtet. Der Protagonist Urach befindet sich spätestens seit seiner Feuertaufe im Verhältnis der Komplizenschaft zur hegemonialen Leitidee. Der Makel der Kriegsfreiwilligkeit

¹⁷⁸ Ebd.

¹⁷⁹ Renn: Krieg, S. 224.

¹⁸⁰ Ebd., S. 244.

lastet nun nicht mehr auf ihm. Er erweist sich als pflichtbewusst, unerschrocken und opferbereit. Bei einem schweren Gefecht an der Ostfront gibt es viele Verluste. Die Soldaten verschanzen sich und nur ein Offizier schießt noch. „Plötzlich erschien der Hauptmann auf einem Pferde [mitten im Feuer, Anm.]. War er denn verrückt geworden? Mit einem Pferde? Aber er war der Kommandeur, er mußte es ja wissen.“¹⁸¹ Und er weiß es auch, denn er bleibt unverletzt, auch als er danach aufrecht an der Schusslinie steht – im Gegensatz zu den verschanzten Soldaten – und die Russen beschießt. Damit bekräftigt die Romanhandlung die Legitimation des Hauptmanns. Urach lernt, wie ein „richtiger“ Hauptmann zu agieren hat und orientiert sich an dessen Entschlusskraft und Mut. Im Gegensatz zu Renns Leutnant steht der Hauptmann vor seinen Soldaten im Gefecht, er ist erfahren im Kampf und äußerst streng. In *Sieben vor Verdun* wird die Komplizenschaft eines der sieben Hauptakteure thematisiert. Karl Kasiske ist Infanterist, bekleidet also keinen Offiziersrang. Er wird als „Grübler und Maler“¹⁸² geschildert.

Wenn nach einem Scherzwort der Soldat nicht denken soll, so war Karl Kasiske in diesem Falle kein Soldat; er hatte auch sonst seine Eigenheiten, die leicht gegen die Zucht verstießen, die aber dennoch von den einsichtigen Vorgesetzten geduldet und allmählich zur Gewohnheit wurden. An diesem Tage aber tat er, was alle taten, und das brach ihm beinahe das Herz.¹⁸³

Karl Kasiske wird, wie viele andere Soldaten, Zeuge der Explosion eines Munitionswagen. Jene Soldaten, die damit beschäftigt sind, die Raketen auszuladen, werden getötet, ihre Körperteile in alle Windrichtungen zerstreut. Die Männer, die dem furchtbaren Ereignis zugesehen haben, brechen danach in schallendes Gelächter aus, das, wie beschrieben wird, ihren Schock auflöst. Kasiske lacht mit und macht sich anschließend furchtbare Vorwürfe deswegen. Der Infanterist wird als der Nachdenkliche aus der Gruppe der sieben Freunde geschildert. Reflexionsvermögen und Kunstfertigkeit werden anhand der Figur Kasiske gleichgesetzt. Und sie sollen ihm zum Verhängnis werden. Seine Leiche wird von seinem Freund Robert Buchholz auf der von den Franzosen gestürmten Festung von Douaumont gefunden. Kasiske stirbt, als er die wunderbare Aussicht zeichnerisch festhalten will.

¹⁸¹ Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 127.

¹⁸² Wehner: Sieben vor Verdun, S. 9.

¹⁸³ Ebd.

Dem Tod Kasiskes stellt Wehner die „Heldentode“ seiner Freunde entgegen. Der verhältnismäßig frühe Tod Kasiskes und seine Art und Weise legt nahe, dass es seine unsoldatischen Eigenschaften sind, die ihm das Leben kosten. Reflexionsvermögen und Künstlertum machen keinen guten Soldaten. Was Kasiske beseelt, ist die Schönheit der Natur. Erst an zweite Stelle setzt er Ehre und Nation. Diese Haltung muss ihm in der Logik des Romans den verfrühten, verhältnismäßig „unehrenhaften“ Tod einbringen.

Auch Köppens Hauptfigur Adolf Reisiger nimmt bezüglich der gezeichneten Männlichkeitsideale Komplizenstatus ein, zumindest bis er am Ende des Romans, das mit dem Rückzug der Deutschen zusammenfällt, das Kämpfen verweigert und ins Irrenhaus eingeliefert wird.

Er, der sich aus Patriotismus freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hat, kämpft auch dann noch tapfer, mutig und bereit, für das Vaterland zu sterben, als er schon vom Pazifismus affiziert ist und nicht mehr an den Endsieg der deutschen Armee glaubt. Die militärische Pflicht bleibt seiner pazifistischen Überzeugung hierarchisch übergeordnet.¹⁸⁴

Reisiger ist zögernder und unsicherer als die Hauptfiguren der anderen Romane, auch im Vergleich zu Renn. Er kämpft ständig mit seinem militärisch-männlichen Gewissen, das ihm in der Form eines „Über-Ich“ immer wieder an seine Pflichten erinnert, denen er dann auch nachkommt. Zusätzlich hat er das Bedürfnis, von seinen Kameraden anerkannt zu werden. Nachdem er zum Beispiel von einem Angriff der Franzosen zurück kommt, während dessen er Telefondienst zu verrichten hat, erfährt die/der Lesende: „Es hatte sicherlich alles seine Ordnung, er lebte, er hatte sogar was erlebt, ja. Wenn er jetzt in die Stellung kommt, wird man ihn vielleicht mit einer gewissen Hochachtung begrüßen, ja.“¹⁸⁵

Reisiger verweigert den Kriegsdienst erst, als die Deutschen kurz vor der Niederlage stehen. Doch weder Desertion noch Meuterei kommen für ihn in Frage. Sein Ehr- und Pflichtbewusstsein ist so stark, dass er sich dem Urteil seiner Vorgesetzten ausliefert. Bereits in der Isolierzelle reflektiert er:

Ich bin ja verrückt. Ich bin auf allerhöchsten Befehl eines allerhöchsten Kommandierenden Generals verrückt. Muß ja auch so sein. Ein Offizier, der ausrückt, der nicht mehr mitspielt, ist verrückt. Ausrückt verrückt, ausrückt verrückt rückt [...]

¹⁸⁴ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 166.

¹⁸⁵ Köppen: Heeresbericht, S. 131.

Herr General, habe ich nur gesagt, erschießen Sie mich bitte, hier, bedienen Sie sich, aber ich gehe nicht einen Schritt mehr nach vorn. Das größte aller Verbrechen mach ich nicht länger...¹⁸⁶

Reisiger kann sich nicht von der militärischen Hierarchie befreien. Sie überlagert seinen Pazifismus. Nicht mehr mitzumachen, sich abseits der Befehlskette zu stellen, wird mit einem Verlust der Vernunft gleichgesetzt. Die militärische Männlichkeit für sich selbst abzulehnen ist verrückt und endet daher statt vor dem Kriegsgericht in der Irrenanstalt.

Diese Haltung kann als symptomatisch für die Männlichkeiten der Weimarer Republik gelten. Das den Männern von frühen Kindesbeinen an eingetrichterte hierarchische Denken lässt sie auch nach zehnjährigem Frieden nicht los. Das bedeutet für einen großen Teil der Männer ein Unterordnen unter militärische Leitbilder, die immer noch in der Gesellschaft verankert sind. Auf diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass eine große Zahl der Veteranen sich in Freikorps sammelt bzw. der aufstrebenden NSDAP zuströmen. Militärische Zucht wird hier weiterhin groß geschrieben. Die Bünde geben den Männern jenen Halt, von dem sie gelernt haben, ihn zu brauchen. Die Politik der Weimarer Republik verkennet, dass es, um dauerhaften Frieden herzustellen, notwendig ist, Maskulinitäten vom Militarismus zu trennen und neue Leitfiguren zu installieren, an welchen sich die Massen ausrichten können. Diese Fehleinschätzung ist in den untersuchten Antikriegsromanen klar nachzuvollziehen.

Auch die zeitgenössischen Leser der Kriegsromane können überwiegend als Komplizen eingestuft werden. Im Prokriegsroman wird ihnen suggeriert, dass ein Beibehalten der hierarchischen und nationalistischen Ideale einerseits individuell belohnt und andererseits eine starke Nation hervorbringen wird, nach der sich so viele in der jungen, „schwachen“ Republik sehnen.

[Die Geister der Gefallenen] sitzen im Rauche und reden. Sie sind allgegenwärtig, und die Zeit haben sie abgetan mit ihren Leibern. [...] Sie wissen, was sie der Welt geschenkt haben, das Beispiel eines unerhörten Opfers die Jahrtausende hinauf. Sie wollen keinen Dank, sie sind unsterblich. So summen und sagen sie unhörbar vom unsichtbaren deutschen Reiche, das seine Wurzeln hat in ihren Wunden. Und sie wissen, daß dieses Reich unsterblich ist mitten unter sterbenden Völkern.¹⁸⁷

Auch der Antikriegsroman entwirft keine alternativen Leitbilder. Die militärisch-maskuline Männlichkeit wird weiterhin hochgehalten, der zeitgenössischen

¹⁸⁶ Ebd., S. 458.

¹⁸⁷ Wehner: Sieben vor Verdun, S. 244.

Leserschaft können allerdings keine Vorstellungen einer Zukunft geboten werden, die durch diese Ideale gestaltet werden könnte. Aus dieser Perspektive ist der von Köppen propagierte Pazifismus unglaubwürdig und die von Renn dargestellte Orientierungslosigkeit zwar symptomatisch aber für eine Verhandlung der Legitimität der Weimarer Republik nicht zufriedenstellend.

5.3 Abgrenzungen

Männlichkeiten, die dem hegemonialen Leitbild nicht entsprechen, werden durch bestimmte Praktiken untergeordnet. Connell nennt deren Wesentlichste als politische und kulturelle Herabwürdigung oder Ausschluss, Gewaltausübung, sowie wirtschaftliche und persönliche Diskriminierung.¹⁸⁸ Klaus Wieland erkennt drei Typen der marginalisierten Männlichkeit in den Kriegsromanen der Weimarer Republik: Den *Homme fragile*, den Homosexuellen und den Meuterer oder Deserteur.¹⁸⁹ Demnach weichen solche Figuren entweder durch ihre Geschlechtsidentität, ihre sexuelle Orientierung oder ihre Systemtreue vom hegemonialen Leitbild ab. Ich möchte dem einen wesentlichen Typus hinzufügen: Solche Männer, die aufgrund ihrer Nationalität oder ihrer Hautfarbe marginalisiert werden. In den untersuchten Romanen findet sich dieser Typus hauptsächlich in der Darstellung der „Feinde“.

Als *Hommes fragiles* können vor allem junge Soldaten oder Kriegsfreiwillige gesehen werden, die sich durch ihre Unerfahrenheit auszeichnen. Sie waren noch nie in einem Gefecht und haben somit ihre Initiation¹⁹⁰ noch nicht hinter sich gebracht. Dadurch gelten sie noch nicht als „ganze“ Männer. Das stützt die Theorie, dass alle Romane, ob sie nun als kriegsbejahend oder kriegskritisch einzuordnen sind, die Auffassung perpetuieren, dass richtige Männlichkeit erst durch die Kriegs- bzw. Gefechtserfahrung hergestellt wird. Erst nach ihrer so genannten „Feuertaufe“ – der Begriff spricht bereits für sich –, werden sie in den Kreis der Kameraden aufgenommen. Als Praktiken der Unterordnung können

¹⁸⁸ Vgl. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 99.

¹⁸⁹ Vgl. Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 177.

¹⁹⁰ zum Begriff der Initiation siehe z. B. Bourdieu: *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Auf ihre Bedeutung wird im Kapitel Identität genauer hingewiesen.

bezüglich der Kriegsfreiwilligen vor allem Ausschluss aus der Gruppe und Diskriminierung genannt werden.

Die Protagonisten von *Aufbruch der Nation* und *Heeresbericht* kommen als Kriegsfreiwillige an die Front. Schauweckers Hauptfigur Albrecht Urach ist Student aus bürgerlichem Haus. Die „Alten“, das sind jene Männer, die entweder den Präsenzdienst abgeleistet oder schon an Gefechten teilgenommen haben, beobachten, dass Albrecht in Arbeiten, wie Stiefel putzen und Knöpfe annähen, nicht besonders geübt ist. Daraus schließen sie, dass er keine militärische Vorerfahrung hat. Er wird gemieden und gehänselt – wegen seiner Unerfahrenheit ausgeschlossen und aufgrund seines bürgerlichen Standes diskriminiert.

Auch an dieser Stelle ist die für *Aufbruch der Nation* typische Unterwanderung ziviler Standesnormen erkennbar. Albrecht Urach wird sofort nach Antreten seines Dienstes darüber belehrt, dass seine Herkunft und sein Stand an der Front vollkommen irrelevant seien. Um sich in die Frontgemeinschaft eingliedern zu können, ist ausnahmslos militärisch-männliches Verhalten gefragt. Dazu gehört das entsprechende Verhalten im Gefecht (Kampfesmut), aber auch grober und unempfindlicher Umgang mit den Kameraden und derbe Sprache: „Mund heißt „Fresse“, Stiefel heißt „Knobelbecher“, Erschöpfung heißt „Schlappheit“, Hunger heißt „Kohldampf“. So sind die Soldaten.“¹⁹¹ Erst nach Urachs Feuertaufe gilt auch er als vollwertiges Mitglied im Kreis der Kameraden. Er wird von der Gruppe integriert und respektiert.

Köppens Reisiger, der ebenfalls als Kriegsfreiwilliger an die Front kommt, trifft dort mit zahlreichen anderen Männern ein, die alle sofort den verschiedenen Einheiten zugeordnet werden. Reisiger bleibt übrig. Niemand will ihn haben, denn man sieht ihm seine Unerfahrenheit an. Auch er wird verspottet und verhöhnt, wodurch er schnell lernt, dass seine Kriegsfreiwilligkeit keineswegs als Heldenmut ausgelegt wird, sondern vielmehr als Makel. Auch bei ihm sind die Praktiken des Ausschlusses und der Diskriminierung am Werk. Reisigers marginalisierter Status bleibt, viel länger als bei Urach, bis zu seiner Beförderung zum Unteroffizier an ihm haften. Er wird zu den niedrigsten Tätigkeiten befehligt und von den Offizieren gern auch zu deren privatem Amüsement herumkommandiert.

¹⁹¹ Schauwecker: *Aufbruch der Nation*, S. 108.

Reisiger hatte Zahnschmerzen. Er war besonders früh ins Bett gegangen. Nun schmiß er sich hin und her, weil er nicht einschlafen konnte. Er war verzweifelt. [...]

Er lag im Halbschlaf. Da hörte er seinen Namen. Auf der Straße vor dem Haus rief man nach ihm: „Reisiger, zum Wachtmeister kommen!“

Verflucht noch mal, das hat gefehlt! [...]

Burghardt torkelte ihm entgegen: „Du kannst ruhig bequem stehen. Du bist mein Gast, nicht wahr? Du bist doch studierter Kriegsfreiwilliger? Na, dann kannst du auch Klavier spielen, nicht wahr [...]“¹⁹²

Wachtmeister Burghardt feiert mit seinen Offizierskollegen ein ausgelassenes Fest. Er benötigt einen Pianisten, wofür ihm ein „studierter Kriegsfreiwilliger“ gerade recht kommt. Die umfassende Ausbildung von Studenten schließt, so die Annahme des Wachtmeisters, Instrumentalbildung mit ein – womit er bezüglich Reisiger auch recht hat. Reisigers Spiel findet jedoch keinen Anklang, woraufhin der betrunkene Wachtmeister ihm befiehlt, ein Lied zum Besten zu geben, das Reisiger nicht kennt. Als Burghardt dessen Hilflosigkeit bemerkt, schnauzt er ihn an:

„[I]ch meine – ein richtiger Kriegsfreiwilliger bist du doch nicht!“ Aber das sagte er nicht mehr in gutmütigem Ton, das klang fast wie der Ausbruch einer Explosion. „Was willst du denn eigentlich, was, schießen wollt ihr nicht, Krieg wollt ihr nicht, wozu seid ihr denn hier, ihr Kriegsfreiwilligen?“¹⁹³

Kriegsfreiwillige, besonders Studenten, stehen unter dem Verdacht der Intellektualität – einer Eigenschaft, die unter Soldaten nicht gerne gesehen wird. Gebildet zu sein ist gleichbedeutend mit „Verweichlichung“, Reflexionsvermögen gilt nicht als soldatisch-männliche Eigenschaft. Es scheint vielmehr den als männlich eingestuften Qualitäten Tatkraft und Zielstrebigkeit entgegenzustehen. Vor allem aber birgt es die Gefahr, den eingeforderten blinden Gehorsam zu sabotieren. Um dieser Bedrohung entgegenzuwirken, wird der gebildete Soldat erniedrigt und schikaniert. Diese herabwürdigende Behandlung dient der Herstellung von ungleichen Machtverhältnissen, zur Implementierung von Hierarchie.

Als der erste Vers zu Ende war, tatschte ihm der Wachtmeister an die Backe: „Ein feiner Junge bist du, du bist ein feiner Junge. Ich meine, wenn du so weiter spielst, meine ich, werden wir noch dicke Freunde werden, verstanden?“¹⁹⁴

¹⁹² Köppen: Heeresbericht, S. 121.

¹⁹³ Ebd., S. 122.

¹⁹⁴ Ebd., S. 123.

Burghardt tätschelt Reisiger wie ein Kleinkind und nennt ihn herablassend „feiner Junge“. Damit spricht er ihm gleichsam den Status „Mann“ ab – ein für Reisiger besonders degradierendes Urteil, zumal er seine Feuertaufe längst hinter sich hat und im Kameradenkreis integriert ist.

Es scheint bei Köppen im Gegensatz zu Schauwecker einen Unterschied zu geben, was die Anerkennung von Männlichkeit zwischen gleichrangigen Soldaten und solchen unterschiedlichen Rangs betrifft. Unterordnende Praktiken gegenüber dem Protagonisten werden bei Schauwecker innerhalb des Korps nur zu Beginn der Romanhandlung geschildert. Sobald der Protagonist integriert ist, verlagern diese sich zunehmend auf ein neues „Außen“, den Feind. Die unterschiedlichen Machtverhältnisse zwischen den deutschen Soldaten werden in der fortschreitenden Handlung kaum noch geschildert. Der Grund für diese Darstellungsweise kann in Schauweckers politischer Intention, der Herstellung einer deutschen Nation auf Basis der Frontgemeinschaft, gesehen werden. Um dieses Ideal für die zeitgenössische Leserschaft glaubhaft umzusetzen, muss er diskriminierende Praktiken gegenüber den Soldaten ausklammern, um die Illusion der Gleichheit der Frontkameraden aufrecht zu erhalten.

Im *Heeresbericht* werden die hierarchischen Strukturen als starr und unüberwindlich geschildert. Ein rangübergreifender Schulterschluss der Kriegsveteranen zur Errichtung der idealen Nation, wie Schauwecker ihn fordert, wird durch die Darstellungen Köppens ad absurdum geführt. Es gibt, so die Aussage des *Heeresberichts*, keine Gleichheit zwischen Soldaten. Gerade der Krieg schärft die Diskrepanzen zwischen ihnen und lässt das Entstehen für eine gemeinsame Sache als Unmöglichkeit erscheinen.

Den zweiten Typus marginalisierter Maskulinität sieht Klaus Wieland in der homosexuellen Männlichkeit.

Hegemoniale Männlichkeit beruht sexualpolitisch auf Zwangsheterosexualität, d.h. der männliche Körper muss auf heterosexuelles Begehren ausgerichtet werden; homoerotische Gefühle, Gedanken und Handlungen unterliegen einem strikten Verbot.¹⁹⁵

Diesem Verbot gehorchen drei der untersuchten Romane, indem sie Homosexualität vollkommen ausklammern. Köppen und Schauwecker beschäftigen sich zwar – wenn auch nur am Rande – mit sexuellem Begehren,

¹⁹⁵ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 174.

doch ist dieses ausnahmslos auf weibliche Figuren gerichtet. In Wehners *Sieben vor Verdun* ist Sexualität grundsätzlich kein Thema.

Lediglich in Ludwig Renns *Krieg* wird Homosexualität thematisiert, dient dabei allerdings hauptsächlich dazu, die heterosexuelle Männlichkeit des Protagonisten zu unterstreichen. Der Protagonist Renn wird von Angstzuständen und Zweifeln gequält, die er jedoch nicht bewusst zulassen kann. Es scheint, als diene die Abgrenzung dieser Figur von der Homosexualität dazu, seine angekratzte männliche Identität wiederherzustellen, um die Identifikationsmöglichkeit für den Lesenden nicht vollends aufgeben zu müssen.

Der Protagonist Renn übernimmt im Laufe seines Frontaufenthalts die Verwaltung der Kompaniebibliothek. Dabei trifft er eines Tages auf „Kahle, einen älteren verheirateten Mann unserer Kompanie [...]“¹⁹⁶, der ihm sehr direkt Avancen macht. Interessant ist die Darstellung des Mannes. Zunächst wird bemerkt, dass er älter und verheiratet ist, durchaus „befähigt“ also als Soldat, denn vor dem Krieg war er sichtlich nicht homosexuell. „Er kam gebückt durch die Tür [...]“¹⁹⁷, heißt es, auf die er zuvor langsam zugeschlichen kam. Er fasst Renn ungefragt um den Hals und antwortet auf die Frage, ob er denn ein Buch haben wolle mit „Nein, [...] dich!“¹⁹⁸. Renn weist ihn kalt zurück. Nach einem weiteren missglückten Annäherungsversuch verlässt Kahle „gebeugt“ die Bibliothek. Daraufhin stürmt ein anderer Soldat zu Renn, der ihm berichtet, Kahle habe am Morgen einen Feldwebel „überfallen“: „Der Feldwebel saß und schrieb. Auf einmal packt ihn einer von hinten und will ihn küssen.“¹⁹⁹ Der Feldwebel lacht Kahle aus und veranlasst, dass er „in ein Nervenkrankenlazarett“²⁰⁰ eingewiesen wird. Interessant ist auch die Wortwahl für Kahles Verhalten: Er *schleicht gebeugt* umher, *überfällt* einen Unteroffizier. Der Mann wird deutlich als kriminell beschrieben. Dazu kommt, dass seine Neigung als krank eingestuft wird: durch den Krieg wahnsinnig geworden.

Kahle wird demnach auf zwei Arten diskriminiert: Zum einen auf der Handlungsebene, in der ein radikaler Ausschluss aus der Frontgemeinschaft und eine Herabwürdigung seines Begehrens zur Krankheit stattfindet; zum anderen auf der Textebene, die das Verhalten des Mannes eindeutig als sträflich darstellt.

¹⁹⁶ Renn: *Krieg*, S. 119.

¹⁹⁷ Ebd.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ Ebd.

²⁰⁰ Ebd., S. 120.

Es ist plausibel, anzunehmen, dass sich an dieser Stelle eine zeitgenössische Wertung von Homosexualität in den Roman eingeschrieben hat. Auch wenn sich in der Weimarer Republik ein toleranterer Umgang mit Homosexualität (in manchen gesellschaftlichen Kreisen) abzeichnet – der Frontroman kann sichtlich nicht als ein Vehikel für die Implementierung einer neuen Sichtweise auf Homosexualität betrachtet werden.

Als dritten marginalisierten Typus nennt Wieland Meuterer bzw. Deserteure. Für die untersuchten Romane kann festgestellt werden, dass die Prokriegsromane ein solches Verhalten bei deutschen Soldaten nicht thematisieren. Das Bild des idealen Mannes, das sie im deutschen Soldaten verkörpert sehen, schließt die Möglichkeit von Meuterei oder Desertion kategorisch aus. Nach dem Motto „weil nicht sein kann, was nicht sein darf“ berücksichtigen sie derartige Handlungen – analog zur Homosexualität – einfach nicht. Diese Strategie des Weglassens von unerwünschten Männlichkeitsidentitäten bzw. Vorgängen, die realitätsgemäß als fester Bestandteil des Kriegsgeschehen gelten können, kann als kultureller Ausschluss auf Textebene gewertet werden. Damit bedienen sich die Autoren der Prokriegsromane implizit Unterordnungspraktiken gegenüber ihren Idealen widersprechenden Männlichkeitsentwürfen.

Wieder sind es die Antikriegsromane, die das Thema Meuterei aufgreifen. In Köppens *Heeresbericht* wird von einer Gruppe meuternder Soldaten berichtet, mit der sich Reisiger gegen Ende des Krieges auseinandersetzen muss. Es handelt sich dabei um einige Unteroffiziere, welche beschließen, nicht mehr kämpfen zu wollen. Reisiger versucht pflichtgetreu, den Männern „Herr zu werden“, geht aber nicht bis zum Äußersten, dem Einsatz von Waffengewalt. Dafür erhält er eine starke Rüge von seinem Vorgesetzten. Reisiger versteht den Antrieb der meuternden Männer, dennoch kommt es für ihn nicht in Frage, sich ihnen anzuschließen. Und auch Renn thematisiert zu Ende der Romanhandlung das Auftauchen von Revolutionären, die er als Meuterer empfindet. Sie trampeln auf den Verdiensten der Soldaten herum, indem sie ihnen zum Beispiel die Essensversorgung abschneiden.

Für beide Protagonisten kommt es nicht in Frage, sich Meuterern anzuschließen oder gar zu desertieren, auch wenn zumindest Reisiger die Gründe für ein solches Verhalten zu verstehen scheint. Ihr Pflichtbewusstsein der Nation und ihren Kameraden gegenüber lässt ein solches Verhalten nicht zu. Viel zu sehr haben auch sie internalisiert, was als adäquates männliches Verhalten gilt:

Opferbereitschaft, Verantwortungsgefühl und Kampfesmut, die über alle Zweifel erhaben sind. Auch wenn Reisiger gegenüber den Meuterern keine Gewalt anwendet, werden sie durch sein pflichtbewusstes Handeln – er erstattet Meldung, was für die Gruppe Konsequenzen hat – aus der Frontgemeinschaft ausgeschlossen. Ihr Handeln gilt als unehrenhaft und betrügerisch, was sie vor dem Kriegsgericht verantworten müssen. Damit tragen auch die Protagonisten dazu bei, das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit aufrecht zu erhalten.

Marginalisierungen aufgrund von Nationalität bzw. der Hautfarbe lassen sich sowohl bei Köppen, als auch bei den Prokriebsromanen ausfindig machen. Köppen zeigt in Heeresbericht Rassismen, die Deutsche Deutschen entgegenbringen und entlarvt die viel beschworene Einigkeit vor dem Feind als leere Floskel. Ganz anders die Prokriebsromane: Sie unterstreichen die Zusammengehörigkeit der deutschen Völker unter dem Dach der Nation, indem sie die Deutschen stark von ihren „Feinden“, den Franzosen, Engländern und Russen abgrenzen, vor allem aber von den afrikanische Soldaten, die von ihren Kolonialherren zum Kriegsdienst verpflichtet werden.

Alfred Reisiger erfährt Unterordnungspraktiken aufgrund von Rassismen am eigenen Leib. Er teilt sich sein Zimmer im Lazarett mit vier Bayern, die sich anfangs sehr freundlich ihm gegenüber verhalten. Als er ihnen mit Nationalstolz mitteilt, er sei Preuße, ist die anfängliche Freundschaft jedoch schnell verschwunden. Seine Einwände dahin gehend, dass sie doch alle Kameraden seien, ignorieren die Männer völlig, wie sie auch ihn selbst nur noch ignorieren, sofern sie ihn nicht beschimpfen. Sogar den Sanitäter, den Arzt und alle anderen Patienten stecken sie mit ihrer Antipathie an. Erst als die Bayern in Erfahrung bringen, dass Reisiger eigentlich Sachse ist, verhalten sie sich wieder freundschaftlich. Er ist nun kein „Saupreuße“ mehr. Die Stelle zeigt, dass alte Feindschaften²⁰¹ zwischen den einzelnen Volksgruppen sehr wohl weiter existieren und hinterfragt damit die wesentlichste Säule des Konzepts Nation: jene der „Einheit“ des Volkes. Die Unterschiede zwischen Bayern und Preußen scheinen Reisiger nicht wesentlicher als jene zwischen Deutschen und Franzosen. Diese Tendenz zeigt sich auch in *Krieg*. Sowohl Reisiger als auch Renn sehen sich vor die Frage gestellt, was es sei, das sie vom Gegner unterscheide, dem *Menschen*, der ihnen auf der anderen Seite der Front gegenüberstehe.

²⁰¹ im so genannten Deutschen Krieg 1866 kämpften Sachsen und Bayern an der Seite Österreichs gegen Preußen.

Die Prokriege Romane hingegen konstruieren durch ihre nationalistischen und rassistischen Schilderungen des „Feindes“ einen Antityp, von dem sich der deutsche Soldat klar unterscheidet. Besonders Afrikaner werden als animalisch, brutal, gewissen- und kulturlos geschildert. Sowohl in *Aufbruch der Nation*, als auch in *Sieben vor Verdun* wird diesen Männern nahezu das Menschsein abgesprochen. Sie werden als von Weißen dressierte Tiere betrachtet. So stößt man in *Aufbruch der Nation* auf folgende Textstelle:

Und mit einem Male gewahrten sie Afrikas sonnige Söhne vom Senegal, pechschwarz hinschnellend zwischen ihren weißen Brüdern [...] wie in einem modernen Urwald, eigens für sie veranstaltet, damit sie sich hier wohlfühlten. Sie kletterten da herum wie kolossale Menschenaffen mit blitzenden Zähnen, losgelassen von Weißen auf Weiße, die Trommelgesänge ihrer Heimat blutig im Herzen, die tropische Hitze ihres Blutes siedend in allen Adern, mit einer schnatternden heulenden Gier nach Fleisch im Bauch.²⁰²

Ähnliches findet sich in *Sieben vor Verdun*:

Wo aber die Grauen [d. s. Deutsche, nach der Farbe ihrer Uniform, Anm.] auf die Schwarzen [d. s. Afrikaner, nach der Farbe ihrer Haut, Anm.] stießen, da gab es selten Pardon. Sie stanken wie Urwaldtiere im Käfig, sie trugen bei 28 Grad Hitze ihre lockeren Mäntel, und wenn sie den Weißen witterten, zogen sie ihre Messer. Auf Sprungweite ließen sie ihn herankommen, daß er seine Waffen nicht mehr gebrauchen konnte: Gewehre und Handgranaten. So schlugen die Deutschen, da sich jene nie ergaben, mit Spaten und Äxten drein und entfesselten die letzte Wildheit. Denn nun sprangen die Bestien vom Senegal den Grauen an die Kehle. Sie achteten ihrer Wunden nicht; im Ringkampf preßten sie ihr Blut auf die Röcke der Stürmer, und noch im Todeskampfe auf dem Boden bissen sie zu und traten wild mit den Füßen.²⁰³

Schauwecker und Wehner konstruieren in ihren Texten mit der Darstellung der afrikanischen Soldaten den Antityp schlechthin. Die schwarzen Soldaten sind für sie Tiere, ja Bestien; Sie „klettern“ und „wittern“, haben ein gefährliches Gebiss, und bedienen sich verhältnismäßig unterentwickelter Waffen (Messer, Spaten, Äxte). Jede Unterordnungspraktik, die Connell aufzählt, wird auf diese Männer angewandt: Ihre Beschreibung als Menschenaffen dient der Herabwürdigung und Diskriminierung. Der Ausschluss und die Gewaltausübung ihnen gegenüber ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass sie „Feinde“ sind, also auf französischer Seite kämpfen. „Feind“ zu sein bedeutet Subjektstatus beanspruchen zu können. Dieser wird den schwarzen Soldaten jedoch abgesprochen. Sie werden

²⁰² Schauwecker: *Aufbruch der Nation*, S. 263.

²⁰³ Wehner: *Sieben vor Verdun*, S. 184.

„losgelassen von Weißen auf Weiße“, was synonym für „von Menschen auf Menschen“ gelesen werden kann. Der schwarze Soldat ist kein Mensch, sondern eine Waffe.

Die Abgrenzung vom Feind in der Kriegssituation ist notwendig, um die Zugehörigkeit zur Nation als identitätsstiftende und zum Kampf motivierende Eigenschaft aufrecht zu erhalten. In den Antikriegsromanen wankt daher auch das öfteren das Selbstbild der Protagonisten, wenn der Soldat feststellt, wie ähnlich der Feind ihm selbst ist.²⁰⁴ Diese Ähnlichkeit mit dem Feind gilt bei Renn und Köppen offensichtlich nicht für afrikanische Soldaten, denn diese werden von ihnen nicht erwähnt. Ist auch ihnen damit ein kultureller Ausschluss marginalisierter Männlichkeiten auf Textebene zu unterstellen? Sofern sie im „Feind“ einen Menschen wie sich selbst sehen können, allerdings in Ermangelung der Darstellung farbiger Soldaten diesen Menschen nur im „weißen Feind“ erkennen, ist dieser Schluss plausibel. Auch in diesem Punkt kann davon ausgegangen werden, dass sich der Zeitgeist der Weimarer Republik in den Strategien der Textebene spiegelt.

Marginalisierte Männlichkeiten sind also solche, die sich in Gender, Begehren, Rasse oder politischer Einstellung von der militärisch hegemonialen Männlichkeit unterscheiden. Ihre Darstellung dient der Abgrenzung und der damit einhergehenden Legitimation der hegemonialen Leitbilder. In den Prokriegsromanen grenzt man sich hauptsächlich vom Feind ab, von einem „Außen“. Diese rigorose Grenzziehung zwischen dem deutschen Soldatenkollektiv und ihren Feinden dient der Herstellung eines nationalen Bewusstseins. Die zeitgenössische Leserschaft wird zur Besinnung auf die „Totalität“ der deutschen Nation aufgefordert.

In den Antikriegsromanen verschwimmen zwar die Grenzen zum Feind, doch heben sie ihre Identifikationsfiguren von Homosexuellen, Deserteuren und Meuterern ab. Diese Abgrenzungen geschehen innerhalb der als heterogen geschilderten Frontgemeinschaft, es werden hauptsächlich Unterordnungspraktiken dargestellt, die von Offizieren gegenüber Soldaten ausgeübt werden. Letztlich, so die Aussage der Antikriegsromane, können aus den straffen und unüberwindlichen Hierarchien nicht Einheit und Einverständnis der Frontgemeinschaft hervorgehen. Der Antikriegsroman bietet seinen Lesenden

²⁰⁴ Vgl. Mosse: Bild des Mannes, S. 22.

jedoch keine Vorschläge an, wie eine solchermaßen heterogene Gesellschaft – die Verbindungen zur Weimarer Republik sind augenscheinlich – zukünftig zusammenleben kann.

5.4 Kameradschaft

Kathexis bezeichnet nach Connell die emotionalen Beziehungsstrukturen, innerhalb derer Männer leben. Sie stellt neben den Macht- und Produktionsbeziehungen den dritten Faktor des sozialen Geschlechts dar.²⁰⁵

Wie jede Gruppe von Menschen unterhalten auch Soldaten die unterschiedlichsten emotionalen Beziehungen. Da sie an der Front so gut wie ausschließlich mit Männern persönlichen Umgang pflegen (mit ihren Familien, Ehefrauen oder Freundinnen können sie ja nur brieflich kommunizieren, was innerhalb der Romane einen eher unwesentlichen Faktor darstellt), soll an dieser Stelle eine besondere Art der Männerbeziehung untersucht werden: Die Kameradschaft.

Im Ersten Weltkrieg wurde Kameradschaft „zunächst und vor allem als Inbegriff der Geborgenheit einer Gemeinschaft gleichrangiger Männer [...]“²⁰⁶ erlebt. Sie war sozusagen der letzte Rest Menschlichkeit, der den Soldaten an der Front übrig blieb. In allen anderen Bereichen wurden sie auf das Funktionieren ihrer Körper für den Zweck des Tötens reduziert. Selbstverständlich wusste die Heeresleitung von der Wichtigkeit der Kameradschaft für den Einzelnen und für den inneren Zusammenhalt der Truppen. Sie wusste auch, dass in den psychisch belastenden Fronstellungen die Kameradschaft vor dem Befehl gilt. Je näher die Soldaten am Feind sind, desto weniger achten sie Normen und Befehle von oben. Wichtig sind dann nur noch Kameradschaft und Mannesehre (Furchtlosigkeit, Mut, Beherrschung).²⁰⁷ Aus diesem Grund wurde die Kameradschaft von oberster Stelle forciert, um Zusammenhalt zu gewährleisten, Desertion zu vermeiden und zu überwachen.

²⁰⁵ Vgl. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 95f.

²⁰⁶ Kühne: „Aus diesem Krieg“, S. 178.

²⁰⁷ Kühne, Thomas: „Der Soldat“, in: Frevert, Ute und Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.): *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt, Main [u.a.]: Campus-Verl 1999, S. 344–372, hier S. 352.

Wenn der Gruppenzusammenhalt der wichtigste Faktor der Kampfkraft einer Truppe war – wichtiger noch als Ideologien, die Identifikation mit dem Vaterland oder das Streben nach individuellem Ruhm und Heldentum –, mußte die totale Institution seine Erzeugung systematisch vorbereiten.²⁰⁸

Dazu dienten Drill und Schikanen, die man gemeinsam erlebte, sowie Kollektivstrafen (Gruppenhaftung). Schwächere wurden von der Gruppe unterstützt, damit sie als Gesamtheit der Strafe entging, allerdings ergaben sich danach innerhalb der Gruppe Nachteile für den Schwächeren. Obwohl strategisch von oberster Stelle vorbereitet und einkalkuliert, birgt die Kameradschaft subversives Potenzial. Sie bietet Platz für kleine Verschwörungen: innerhalb der Gruppe kann man zum Beispiel über Vorgesetzte lästern und Verfehlungen vertuschen²⁰⁹.

Das subversive Potential der Kameradschaft erscheint als ergiebige Analysekategorie hinsichtlich alternativer Männlichkeitskonzepte. Allerdings finden sich in keinem der untersuchten Romane derartige Tendenzen. Die Kameradschaft wird als notwendige, manchmal überlebenswichtige Sozialform charakterisiert. Die Gruppe ist es aber auch, die den zweifelnden Soldaten immer wieder in seiner Rolle versichert und ihn auf die Ideale der ehrenhaften Männlichkeit und der Nation einschwört.

Besonders wichtig ist die fürsorgliche Komponente der Kameradschaft. Man(n) hilft sich, teilt miteinander, verarztet und pflegt. Man(n) lässt keinen verwundet Kameraden auf dem Feld zurück, auch unter Einsatz seines eigenen Lebens. Fällt ein Kamerad, nimmt Man(n) ihm seine Marke und persönlichen Gegenstände ab, um sie der hinterbliebenen Familie zu schicken. Das spielt in den untersuchten Romanen eine erhebliche Rolle. „Solche fürsorglichen Dienste am Nächsten verleihen der soldatischen Männlichkeit latent weibliche Züge, was den Figuren freilich nicht bewusst ist.“²¹⁰

Diese fürsorgliche Komponente wird vor allem bei Ludwig Renn thematisiert. Nach einem Häuserkampf an der Maas, dem ersten Gefecht, an dem Ludwig Renn beteiligt ist, überfällt ihn ein schockartiger Zustand, der ihm im Laufe seines Kriegsdienstes noch öfter begegnet. Auslöser dafür ist allerdings weniger die Grausamkeit des Krieges, sondern die Tatsache, dass er im Chaos der

²⁰⁸ Ebd.

²⁰⁹ Vgl. Ebd., S. 354ff.

²¹⁰ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 170.

Konfrontation seinen kühlen Verstand verloren und sich von einigen Quergeschossen ablenken lassen hat. Nach dem Gefecht beziehen die Soldaten Quartier:

Um mich waren die anderen geschäftig, aber ich wußte nicht, was sie taten. Der Kopf war mir zum Platzen. In meinen Ohren sauste es. Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen habe. Jemand nahm mich an der Hand. Die Perle führte mich zum Tisch. [...] Ich aß stumm und vornübergebeugt, um mir nicht ins Gesicht sehen zu lassen. Ich merkte, daß Lamm mich öfters ansah, als wollte er etwas Ermunterndes sagen. Ich sah auf und wollte abwehren. Aber als ich in seine Augen sah und daß sie freundlich waren, da drehte sich der Boden unter mir. Ich legte mich auf den Tisch und weinte. Die Perle streichelte mir die Schulter. Wenn sie sich nur nicht um mich kümmern wollten! [...] Nach einer Zeit faßte er [Perle, Anm.] mich am Arm und legte mich auf den Boden, den Tornister unter dem Rücken, und deckte mich mit seinem Mantel zu. Ich dachte irgendwo weit weg: Darf ich denn das in der Schlacht? Aber es war zu weit weg.²¹¹

Hier lernt Renn die familiär-pflegende Komponente der Kameradschaft kennen. Er schämt sich, weil er denkt, feige gehandelt zu haben und umso mehr, als sich seine Kameraden um ihn kümmern. Niemand empfindet Renns Zusammenbruch jedoch als unangebracht oder gar unmännlich. Die anderen helfen, so gut sie können, indem sie ihm das offensichtlich Notwendigste geben: Essen, einen verständnisvollen Blick, eine Schlafstelle. Kein gutes Wort. Die Sprachlosigkeit dieser Situation ist symptomatisch für alle untersuchten Romane. Dies hängt einerseits mit der Ungeheuerlichkeit und (sprachlichen) Unfassbarkeit der Kriegserlebnisse zusammen, andererseits aber mit den Formen der „zwischenmännlichen“ Kommunikation, die den Männern von Kindesbeinen an antrainiert wurde. Über Gefühle wird nicht gesprochen. Dass sie trotz gegenteiliger Sozialisation vorhanden sind, beweist Renn jedoch, als sein verehrter Leutnant Fabian eines Tages von schwerem Fieber geplagt wird: „So hatte ich mir den Krieg nicht vorgestellt. Da kommen einem die Menschen so schrecklich nah, schrecklich, denn man kann sie doch nicht halten. Sie werden alle wieder fortgerissen.“²¹² Renn „wahrt deshalb zum Selbstschutz eine affektive Distanz gegenüber den Kameraden und geht nur in Ausnahmefällen freundschaftliche Beziehungen ein, z.B. mit seinem Leutnantkollegen Lamm.“²¹³

²¹¹ Renn: Krieg, S. 36f.

²¹² Ebd., S. 76.

²¹³ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 171.

Auch Köppens Adolf Reisiger belässt seine Beziehungen zu Kameraden auf möglichst oberflächlicher Ebene, obwohl er sich nach einem Gesprächspartner sehnt. Als er zum Beispiel nach einer Verwundung vom Lazarett zurück kommt, sind neue Soldaten in seiner Batterie.

Reisiger hatte in den ersten Tagen Mühe, sich mit den neuen Menschen zurecht zu finden. Es ist ja nichts damit getan, daß man Tag und Nacht, Tisch und Bett, Lafette und Protze, Himmel, Wolken und Erde miteinander teilt. Man muß Berührungen außerhalb der Äußerlichkeiten finden. [...] Allmählich, auf den Märschen der vergangenen Nächte, fand Reisiger [...] in kurzen Gesprächen, in einem Scherz, im Schweigen, Zugang zu den neuen Kameraden.²¹⁴

Die „Berührung außerhalb der Äußerlichkeiten“ geht, wie die Textstelle zeigt, nicht besonders tief. Auch Köppens Front ist eine Welt der Sprachlosigkeit. Gemütszustände werden auch hier nicht besprochen.

Eine gewisse – „männliche“ – Distanz zueinander überwindet also auch die Kameradschaft nicht. Die große Einsamkeit, die daraus resultiert, thematisieren vor allem die Antikriegsromane. „Wenn man wenigstens einen Menschen hätte, mit dem man sprechen könnte!“²¹⁵, denkt Renn. Obwohl die Akteure inmitten von Kameraden sind, fühlen sie sich einsam und leer. Wer heute noch Kamerad ist, kann morgen schon tot sein. Emotionale Bindungen aufzubauen würde schmerzhaft Verluste mit sich bringen, eine psychische Belastung, der die Protagonisten nicht gewachsen sind. Dafür spricht unter anderem auch das Fehlen und die Ausgestaltung durchgehender Kameraden-Figuren, vor allem bei Köppen.

Die männliche Sprachlosigkeit, sobald es um Gefühle geht, ist auch bei Wehner ein Thema, allerdings wird sie bei ihm nicht problematisiert. Vor dem Sturm auf Fort Vaux treffen sich die *Sieben vor Verdun*. Der Erzähler berichtet, die Freunde sprächen von jenen Dingen, die sie jeweils am meisten bewegten. Nach einem kargen Bericht des Meldegängers Roppel Blank, der sich auf seinen Touren einsam fühlt, nimmt das Gespräch sehr schnell eine Wende hin zur Frage nach dem Sinn des Krieges, weg von der Thematisierung emotionaler Themen. Andere Soldaten gesellen sich zu ihnen. „Auch die Freunde saßen in der buntgewürfelten Truppe. Was hätten sie sich noch erzählen sollen? Von den Dingen des Herzens?“

²¹⁴ Köppen: Heeresbericht, S. 115.

²¹⁵ Renn: Krieg, S. 110.

Davon sprach man nicht, höchstens im Scherz, um sie zu verbergen.“²¹⁶ Erst als sich die Sieben trennen, denkt jeder allein an die Dinge, die sein jeweiliges Herz bewegen.

Es geht also nicht darum, die tiefsten Ängste und Sorgen miteinander zu teilen, denn davon spricht der soldatische Mann nicht. Es ließe ihn weich und emotional aussehen, was ihn sofort in die Nähe der Weiblichkeit bringt, wovon er sich – schließlich ein Kämpfer – abzugrenzen gedenkt. Während Renn und Reisiger ihre Einsamkeit unter Kameraden thematisieren, wird die Sprachlosigkeit bei Wehner als berechtigt-männliche Verhaltensweise gezeichnet.

Franz Schauwecker forciert in *Aufbruch der Nation* vor allem eine andere Komponente der Kameradschaft: Jene des Zusammenhalts und der absoluten Treue. Diese verbindet er stark mit der Vorstellung von Nation. Er verknüpft seine Kameradschaft also mit den höheren Idealen Ehre und Vaterland und hebt sie so weitgehend vom Individuum ab.

Sie alle waren gute Kameraden und hielten trotz gelegentlicher Zänkereien in allem Entscheidenden zusammen. Sie kannten sich nun seit einem halben Jahr und das war außergewöhnlich für den Krieg. Später gab es das nicht mehr. Ein Drückeberger war nicht unter ihnen. Der Krieg war ihnen eine Tatsache, über die man nicht verhandeln konnte. Man mußte sehen, daß man ihn gewann. Je rascher, desto besser.²¹⁷

Schließlich geht er soweit, die Frontkameradschaft als den Inbegriff von Nation zu betrachten. Diese Gleichsetzung geht natürlich weit über die Handlung des Romans hinaus. Es kann als ein Aufruf an die Leserschaft der Weimarer Republik betrachtet werden.

Ein weiterer, für *Aufbruch der Nation* besonderer Fokus liegt darauf, die Kameradschaft als Motor des kämpfenden Mannes darzustellen. Dies schließt an die Ausführungen zum Stellenwert des Befehls in der unmittelbaren Frontsituation an. So rechtfertigt Urach in einem Gespräch mit seinem Kameraden Herse, der zugibt daran gedacht zu haben, sich in der Dunkelheit zu verstecken, sobald es wieder ins Gefecht geht, seinen eigenen Antrieb:

Die Kameradschaft und du selber zusammen mit den andern und die Wut, die du kriegst, wenn du siehst, wie sie den Nebenmann zerschießen. Du wirst ganz wild, wenn du sie ankommen siehst. Du kannst gar nicht anders, als schießen, wenn du sie ankommen siehst. Und dann geht es

²¹⁶ Wehner: Sieben vor Verdun, S. 116.

²¹⁷ Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 72.

nicht um Geld oder Beförderung oder um Sachen, die man auch anders haben kann. Es geht um das Ganze, um alles.²¹⁸

„Das Ganze“ ist für Schauwecker die Nation, die er in der Frontgemeinschaft verwirklicht sieht. Er hebt sie klar von den Soldaten der Etappe und von Männern ab, die, in Deutschland geblieben, nicht für das „Vaterland“ kämpfen. Auch diese Entgegenstellung kann als Verweis auf die Weimarer Republik gesehen werden und ist wiederum stark mit dem soldatischen Ehrenkodex verbunden, der in den Männerbünden der Zwischenkriegszeit hochgehalten und somit weitergetragen wird. Einheit und Zusammenhalt der Frontkameradschaft überlagern ehemalige Standeshierarchien. Dieser Einheit legt Schauwecker die Verantwortung für die Schaffung einer neuen Nation in die Hände.

Er sah schmerzlich hart: Die Nation war nur noch hier draußen, einzig und allein an der Front. Zwanzig Kilometer dahinter fing das Elend schon an samt dem Amüsement und dem Fressen und Saufen! Sie standen hier für sich allein da und für die kommende Nation, die nicht jenen da hinten in die unreinen Hände fallen durfte! Von allen andern war nichts mehr zu erwarten. Weg mit ihnen! Auf sie hier kam es an! Sie hatten die Verantwortung!

Und da lagen sie nun – in welchem Zustand! Splitterfasernackt, mangelhaft ausgerüstet, in einem Hagelwetter von Eisen. Und demgemäß mußten sie handeln: mit einer vollkommenen Rücksichtslosigkeit, bereit zum Letzten, entschlossen, von vorn anzufangen, wie die Kinder, ja, bei Gott, wie die Kinder.²¹⁹

Konsequenterweise ist ein „Verstoß gegen die Kameradschaft“ gleichzusetzen mit einem Verrat am Vaterland. Wenn die Angst eines Soldaten ihn übermannt und ihn daran hindert, an Gefechten teilzunehmen, verliert er seinen Status innerhalb der Gemeinschaft.

Schauwecker liefert auch für dieses Szenario ein interessantes Beispiel. Um die Soldaten an der ersten Frontlinie abzulösen, muss Albrecht mit seinen Kameraden durchs Sperrfeuer. Die Soldaten wissen, dass es sehr wahrscheinlich ist, dass sie dabei sterben. Vier Soldaten erbrechen sich vor Angst, einer fällt dem Leutnant zu Füßen und wimmert. Ein Mann verletzt sich selbst mit dem Gewehr, um nicht durch das Sperrfeuer zu müssen. Er wird von den Kameraden als Schwein beschimpft.

Das Gesicht des Offiziers war ganz erstarrt von Verachtung und Wut. Er wurde ganz weiß und wieder dunkelrot im Gesicht, biß die Lippen, und

²¹⁸ Ebd., S. 193f.

²¹⁹ Ebd., S. 235.

während das Feuer um einen Ton schwächer wurde, schrie er mit einer bebenden Stimme: „Das ist gemeiner Verrat an den Kameraden!“²²⁰ Das ist elend! Das ist –!“ Die Worte blieben ihm weg, [...] ²²¹

Die „Gleichheit“ unter den Kameraden kann also nicht als eine „Gleichheit“ im Sinne des Connell’schen Rasters gelten. Eine hierarchische Abstufung hinsichtlich der Männlichkeiten wird sehr wohl auch im Gefüge der ‚gemeinen Soldaten‘ hergestellt. Als Leitbild dient hier wiederum jener Soldat, der tapfer und kampfesmutig in die Schlacht zieht, der den erlebten Gräueln gelassen und kühl gegenübersteht und einen motivierenden Einfluss auf seine Kameraden ausübt. Dazu kommt die Verwendung derber Sprache in Bezug auf alles Körperliche und nicht zuletzt hinsichtlich der Bewertung von Frauen. Wer dem nicht entspricht, wird durch verschiedenste Unterordnungspraktiken von Seiten der Kameraden bestraft. Insofern die Kameradschaft die einzige (erlaubte) emotionale Bindungsstruktur an der Front ist, versuchen die Soldaten einem derartigen Ausschluss zu entgehen. Versagen sie in der einzigen Form sozialer Vergemeinschaftung, verlieren sie den letzten emotionalen Anker, den sie in der Extremsituation Front noch haben.

Schwierigkeiten für Kameradschaft bereitet die militärische Hierarchie. Sobald ein Soldat in den Offiziersrang aufsteigt, wird sein Kameradentum zunächst angezweifelt. Die militärische Rangordnung verlangt eine spezielle Ehrerbietung gegenüber Offizieren, außerdem ein Unterwerfen unter dessen Befehlsgewalt. Alle Romane schildern Situationen, in welchen Unsicherheiten dahin gehend auftreten. Die Paradelösung für dieses Problem ist, dass ehemalige Kameraden, Freunde oder auch Brüder, sobald sie sich in unterschiedlichen Rängen befinden, vor anderen den militärisch korrekten Umgang pflegen, in privaten Unterredungen allerdings wieder in das freundschaftliche „Du“ wechseln. Daraus resultiert jedoch für die Beziehung zwischen rangunterschiedlichen Männern eine starke Trennung zwischen „privat“ und „dienstlich“, die es für die Kameradschaft der ‚gemeinen‘ Soldaten nicht gibt. Diese konstruierte Trennung prägt die Bindungsstrukturen stark. Sie stellt eine hierarchische Distanz auch zwischen Männern her, die sich als Freunde bezeichnen und hinterwandert damit jegliche egalitäre Beziehung. Rangunterschiede werden auch auf diese Weise in den

²²⁰ Er sagt nicht „Vaterland!“ – das ist bezeichnend – das Vaterland kann in diesem Moment nicht mehr genügend motivieren.

²²¹ Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 201.

Köpfen der Soldaten implementiert, und dem zeitgenössischen Lesenden als „Normalität“ angeboten. Und das von Pro- und Antikriegsromanen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die scheinbare Gleichheit unter Kameraden nicht als Gleichheit unter Männern aufgefasst werden kann, dass sie daher auch nicht das erhoffte subversive Element der hierarchisch aufgebauten Männerwelt darstellt. Die Antikriegsromane thematisieren zwar Einsamkeit und Emotionslosigkeit auch innerhalb der Kameradschaft, brechen aber ihre sinnstiftende Konnotationen nicht auf.

In der Weimarer Republik wird die Frontgemeinschaft „zur Leitidee eines antipluralistischen Gesellschaftsmodells und der geschlechterpolitischen Restauration ausgebildet“, so Thomas Kühne. Sie gilt als Sinnbild für Einheit und Gleichheit und wird als Gegensatz zum „Parteihader“ der jungen Republik begriffen. In einer zunehmend industrialisierten und technisierten Umgebung steht die verklarte Idee der Frontgemeinschaft der „gesellschaftlichen Anonymisierung und Atomisierung“ entgegen. Außerdem idealisiert sie den Ausschluss von Frauen aus politischen und gesellschaftlichen Räumen.²²² Die Sehnsucht nach Einheit, die durch die Darstellung der Kameradschaft in den Kriegsromanen festgeschrieben und dadurch fortgesetzt wird, kann als Voraussetzung für die Akzeptanz breiter Gesellschaftsschichten gegenüber der Errichtung eines totalitären Staates aufgefasst werden.

5.5 Körper: Corpus im Korps

Dieses Kapitel soll auf die Darstellung der Männerkörper in den untersuchten Romanen eingehen. Die Notwendigkeit dazu ergibt sich daraus, dass Gender eine soziale Praxis ist, die sich immer auch auf Körper bezieht. Das, was ein Körper ist bzw. wozu er gemacht wurde, wird stets in die Praktiken des *doing gender* miteinbezogen.

Zunächst wird die Spezialform des soldatischen Körpers in ihrer historischen Entwicklung nachgezeichnet. Die anschließenden Abschnitte beschäftigen sich mit den Beschreibungen der Zurichtungen der Soldatenkörper in der untersuchten Literatur.

²²² Vgl. Kühne: „Aus diesem Krieg“, S. 177.

Michel Foucault liefert in *Überwachen und Strafen* eine Definition des Soldaten:

[D]er Soldat ist zunächst jemand, der von weitem zu erkennen ist. Er trägt Zeichen: die natürlichen Zeichen seiner Kraft und seines Mutes und seines Stolzes; sein Körper ist das Wappen seiner Stärke und seiner Tapferkeit. Zwar muß er das Waffenhandwerk allmählich – vor allem im Kampf selbst – erlernen, doch sind Manöver wie das Marschieren oder Haltungen wie die Kopfhaltung zu einem guten Teil Elemente einer körperlichen Rhetorik der Ehre.²²³

Daraus wird klar, dass der Soldat seine militarisierte Männlichkeit am und im Körper trägt. Schon seine Haltung verdeutlicht seinen Stand. Der Soldat muss nicht nur das Waffenhandwerk erlernen, sondern auch, wie er seine soldatische Männlichkeit anhand seines Körpers erwirbt und ausdrückt. Das geschieht im abgeschlossenen Raum der Kaserne, wo der Körper durch Drill im Manöver, beim Exerzieren oder durch sportliches Training zugerichtet wird. In der Wilhelminischen Zeit manifestiert sich der Drill auch in körperlichen Strafen. Der soldatische Körper wird „gestählt“, unempfindlich und strapazierfähig gemacht, und damit dem Ideal einer menschlichen Kampfmaschine nachgebildet. Er wird zur Körpermaschine umfunktioniert und verliert damit „seinen eigenen menschlichen Bezugspunkt“²²⁴.

Foucault unterstreicht, dass der Soldatenkörper ab dem 18. Jahrhundert neue Formen annimmt. Erst seit damals werde er wie eine Maschine „fabriziert“.²²⁵ Diese zeitliche Bestimmung fällt genau in den beschriebenen Beginn der Moderne. Die zunehmende Individualisierung bringt es mit sich, dass man den Menschenkörper nicht mehr als Teil eines Kollektivs betrachtet, sondern als Einheit. Man beginnt, diese Einheit und ihre Einzelheiten zu beschreiben.²²⁶ Dabei versucht man, die im Zuge der Industrialisierung neu bewerteten Begriffe *Wirtschaftlichkeit* und *Effizienz* auf den Körper zu übertragen.

Foucault sieht in der neuartigen „Bearbeitung“ des Körpers eine Form der „durchgängigen Zwangsausübung, die über die Vorgänge der Tätigkeit genauer wacht als über das Ergebnis und die Zeit, den Raum, die Bewegungen bis ins

²²³ Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 173.

²²⁴ Amberger, Waltraud: *Männer, Krieger, Abenteurer: der Entwurf des „soldatischen Mannes“ in Kriegsromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg*, 3. Aufl., Frankfurt Main: R. G. Fischer 1991, S. 47.

²²⁵ Vgl. Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 173.

²²⁶ Vgl. Ebd., S. 175.

kleinste codiert.“²²⁷. Er spricht von diesen Vorgängen als *Disziplinen*. Die durch das Disziplinieren entstandenen Körper nennt er „gelehrige Körper“²²⁸.

Sie entstehen, wenn auf den Körper nicht zur zwecks „Vermehrung seiner Fähigkeiten“ und „Vertiefung seiner Unterwerfung“ von außen eingewirkt wird, sondern wenn ein Mechanismus „den Körper um so gefügiger macht, je nützlicher er ist, und umgekehrt“. Das bedeutet für den soldatischen Körper, dass er zum (politischen) Machtinstrument wird. Die Prozesse seiner Herstellung zielen darauf ab, dass nicht mehr das denkende Individuum die Macht über ihn innehat, sondern die Institution Militär, konkret in Form des Befehlshabenden. Foucault nennt diese Art der Körperlichkeit „politische Anatomie“. Der Männerkörper steht nicht mehr für sich allein, sondern für die ganze Nation. Sein Versagen bedeutet ein Versagen der Nation, was um jeden Preis vermieden werden muss. Dieses Einschreiben des Politischen in den Männerkörper hängt für Foucault eng mit den politischen und ökonomischen Entwicklungen aus der Zeit der Nationenbildung zusammen.

Klaus Theweleit fügt diesen sozioökonomischen Überlegungen eine psychoanalytische hinzu. Er entkoppelt die moderne Zurichtung des männlichen Körpers von ökonomischen Gegebenheiten. Zwar sieht auch er im soldatischen Mann einen neuen Menschen, „dessen Physis maschinisiert, dessen Psyche eliminiert ist“²²⁹. Dies resultiere jedoch aus dem Bestreben, „das Es, die Produktionskraft des Unbewußten in sich zu beherrschen, von sich abzustößen.“ Es geht also um völlige Eliminierung unkontrollierbarer Instanzen, die einen Einfluss auf die Körperlichkeit nehmen könnten. Dazu gehören jegliche Emotionen.

Auf die von seiner Geburt an (und wahrscheinlich schon vorher) geschehene Eindämmung und Chaotisierung seiner Wunschproduktion, seines Unbewußten antwortet der soldatische Mann damit, daß er sich als Stahlgestalt phantasiert: neue Rasse.²³⁰

Meiner Ansicht nach müssen sich die Auffassungen von Foucault und Theweleit nicht widersprechen. Während der eine sich mit Zurichtungen als Folge äußerer Einflüsse beschäftigt, fasst der andere innere Vorgänge ins Auge. Ich halte es für wahrscheinlich, dass beide Abläufe gleichzeitig stattgefunden haben, wobei sie

²²⁷ Ebd.

²²⁸ Ebd.

²²⁹ Theweleit: Männerphantasien 1 + 2, B. 2 S. 162.

²³⁰ Ebd. S. 162.

sich jeweils gegenseitig beeinflusst oder gar verstärkt haben. Soll ein Körper auf eine solche Weise geformt werden wie der Soldatenkörper, ist es schließlich von Vorteil, wenn das zuzurichtende Individuum bereits psychisch für diesen Vorgang prädisponiert ist.

Die soldatische Körperlichkeit kann jedenfalls als eine hegemoniale gesehen werden. Sie ist steinhart, „stählern“, was sie in unmittelbare Nähe zu den Waffen setzt, mit welchen sie hantiert. Dass also die Entstehung der neuen Rasse Mann, wie Theweleit sie bezeichnet, nichts mit der Technisierung der Produktionsverhältnisse im 19. Jahrhundert zu tun habe, halte ich für nahezu ausgeschlossen. Viel zu stark ist diese mit Effizienz und Kraft konnotiert.

Bezüglich der untersuchten Romane ist vorab festzuhalten, dass die Körper der Protagonisten ganz im beschriebenen Sinne als gesund und kräftig dargestellt werden. Ihre Körper sind durch ihre soldatische Ausbildung oder Kriegserfahrung abgehärtet. Dazu Klaus Wieland: „Unfreiwillig machen die Texte damit deutlich, dass das biologische Geschlecht keineswegs ausschließlich von Natur aus gegeben ist, sondern auch das Resultat von sozialen Praktiken darstellt.“²³¹ Die Zurichtung des Soldatenkörpers kann als eine solche Praxis gelten. Damit stellen die Kriegerromane auch durch ihre Darstellung von Körperlichkeit Vorstellungen von Männlichkeit mit her.

Die angesprochene Zurichtung des Soldatenkörpers wird in den untersuchten Romanen auf zweierlei Art und Weise thematisiert. Zum einen wird die Herstellung soldatischer Bewegungsabläufe durch gewaltsames Einwirken des Kollektivs geschildert. Diese Beschreibung findet sich bei Schauwecker. Ähnliches ist in Renns *Krieg* erkennbar, allerdings geht es hier zum Zeitpunkt der sich abzeichnenden Niederlage um ein Aufrechterhalten der Ordnung. Zum Zweiten werden die Einschreibungen des Soldatischen in die Männergesichter thematisiert.

Bei Schauwecker lässt sich die Zurichtung des Männerkörpers zum Zweck der Herstellung des Soldaten nachvollziehen. Urach, der als Kriegsfreiwilliger an die Front geht, hat noch keine Bekanntschaft mit den militärischen Zurichtungspraktiken gemacht. Als er zusammen mit vielen anderen von der Kaserne auszieht, um zum Bahnhof zu gelangen, lastet sein Gepäck fürchterlich

²³¹ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegerroman“, S. 163.

auf ihm, Stiefel und Helm schmerzen und er friert. Er kann den Schmerz nicht aus seinen Gedanken verbannen.

Die Schultern schmerzten brennend vom Druck der Trageriemen. Und doch waren sie erst eine knappe halbe Stunde marschiert. Aber der Tornister wog mindestens 15 Pfund. So viel hatte er noch nie gewogen. Die Schaftstiefel hingen wie aus Eisen. Der Helm sog sich heiß und feucht um den Kopf. Wie ein Faustgriff saß der Kragen. Und dabei war es kalt. Was sollte das werden.²³²

Am Bahnhof wartet seine Verlobte Gerte auf ihn, um sich zu verabschieden. Albrecht verspürt den Drang, zu ihr zu laufen. „Er wollte zu ihr, er zauderte, aber da trat ihn der Hintermann kräftig in die Kniekehlen, und die unwiderstehliche Bewegung des Marsches riß ihn mit.“²³³ Albrecht wird vom marschierenden Kollektiv durch Gewalt zum Eingliedern in die Reihen gezwungen. Sein ziviles Leben hält ihn zwar in Form von Gerte noch zurück, doch „unwiderstehlich“ ist sein Drang, sich einzuordnen. Sein „Hintermann“ zwingt ihn, sich einzugliedern und Urach überträgt diesen Zwang auf ein eigenes Sehnsuchtsgefühl. Urach beginnt hier, seinen Körper als Soldatenkörper neu zu definieren.

Eine ähnliche Situation trägt sich beim Bezug der unterirdischen Unterstände zu, als Urach an der Front angekommen ist. Er, der Student aus bürgerlichem Haus, soll nun in einem Erdloch hausen. „Albrecht kam sich plötzlich unendlich hilflos vor. Hier war alles wie Erde und Kiesel. Jemand stieß ihn empfindlich mit dem Gewehr gegen den Oberarm. Er nahm sich zusammen.“²³⁴ Wieder ein Moment des Zweifels, der mit namenloser Gewalt beendet wird. Die Personen, die die jeweiligen Gewalthandlungen vornehmen, werden niemals charakterisiert oder haben gar Namen. Die Tritte und Schläge werden von der personifizierten Institution Militär ausgeführt, mit dem Erfolg, Urachs „Schwäche“, die sich an zivilen Körperbefindlichkeiten zeigt, auszutreiben, was auch sehr schnell gelingt. Albrechts anfänglicher „Schwäche“ werden im Laufe dieser wenigen Seiten zwei Männerkörper gegenübergestellt, an welchen er sich ein Beispiel nehmen wird. Zunächst fällt ihm einen antreibenden Offizier auf dem Marsch zur Front auf: „Der ist von Stahl, dachte Albrecht [...]“²³⁵. Die zweite Figur ist sein Kamerad Brenn. Brenn ist der einzige, dem es leicht fällt, durch den Morast zu stapfen.

²³² Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 45.

²³³ Ebd., S. 47.

²³⁴ Ebd., S. 53.

²³⁵ Ebd., S. 49.

Brenn war Akrobat. Er war unermüdlich und von einer Albrecht völlig unverständlichen gleichmütigen Heiterkeit, die sein hübsches, knabenhaftes Gesicht im grauesten Elend belebte. Die Uniform, die bei anderen locker hing, saß bei ihm unerhört straff, und er ging mit dem Tornister beinah elegant und nichtachtend durch den zähesten Kot.“²³⁶

Die Körper dieser beiden Männer sind durchtrainiert und unempfindlich, was auf Urach erheblichen Eindruck macht. Der ideale Soldatenkörper wird an diesen Stellen vorgestellt und zur Maxime erhoben. Er ist fest und geschlossen, nichts kann an ihn rühren. Einflüssen von außen gegenüber muss er gleichgültig bleiben. Urachs körperliche Unzulänglichkeit wird danach nicht mehr erwähnt. Dass sein eigener Körper sich jenen der Beschriebenen angleicht, beweisen jedoch seine Erfolge in Sturm und Gefecht. Als bereits beschlossen ist, dass Albrecht zum Offizier befördert werden soll, hat sich sein Körper bereits vollends zur Körpermaschine gewandelt.

Sie bewegten sich über Trichterfelder und zerschossene Wege, und Körper und Uniform, Gesicht und Stahlhelm wuchsen ineinander. Am Ende war alles gleich und grau, die Wege, die Felder, die Soldaten, die einander glichen und nicht mehr zu trennen waren [...]²³⁷

Zeichen dafür ist, dass nun nicht mehr sein individuelle Körper beschrieben wird sondern das körperliche Kollektiv der Soldaten. Die unmittelbare textliche Nähe zur Beförderung in den Offiziersrang lässt vermuten, dass der zugerichtete Zustand seines Körpers eine Voraussetzung ist, um einen höheren Dienstgrad überhaupt bekleiden zu können. Die These, dass der gelehrige Körper nach Foucault umso gefügiger ist, je nützlicher er ist – und umgekehrt –, scheint durch die Entwicklung von Urachs Körper zur Körpermaschine berechtigt zu sein. Anschaulich wird dieser Umstand auch in Ludwig Renns *Krieg*. Hier wird auf die Zurichtung des Soldatenkörpers zurückgegriffen, um „Zucht und Ordnung“ im demoralisierten Korps zu Ende des Krieges wieder herzustellen. Renn bekleidet zu diesem Zeitpunkt bereits den Unteroffiziersrang und ist somit für eine Gruppe von Männern verantwortlich. Sein Vorgesetzter befiehlt ihm:

„Meine Herren, ich vermisse die nötige Zucht in der Kompanie. Wir müssen exerzieren. Am Tage kommen zuviel Flieger her, daher müssen wir es in der Morgendämmerung machen. Sie müssen durchgreifen und den Leuten

²³⁶ Ebd., S. 50.

²³⁷ Ebd., S. 249.

diese Zuchtlosigkeit austreiben. Vor allem grüßen sie schlecht. Bestellen Sie ihre Züge für morgen früh um sieben. Danke!“²³⁸

Als sich die Niederlage Deutschlands abzuzeichnen beginnt, verlieren viele Soldaten die Motivation, um noch weiterzukämpfen. Es wird daher angeordnet, die Kompanie durch Exerzieren wieder „geradezurichten“. Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass durch körperliche Zu- und Gleichrichtung, durch das kollektive Internalisieren und Automatisieren bestimmter Bewegungen, der Mut zum Gefecht und der nationale Idealismus wieder belebt werden könnte, was allerdings misslingt. Der zugerichtete Männerkörper ist bei Renn zu Ende des Krieges kein Garant mehr für Unterordnung und Eingliederung. Dadurch wird im Antikriegsroman *Krieg* der Zusammenhang zwischen Gefügigkeit und Nützlichkeit, zumindest für die einfachen Soldaten der Kompanie, aufgehoben. Für den Protagonisten Renn, der bis zum Ende pflichtbewusst kämpft, gilt dies jedoch nicht. Er führt die übrig gebliebenen Männer seiner Truppe in militärischer Haltung nach Deutschland zurück. Die Identifikationsfigur des Romans, Renn, verharret in seinem Soldatenkörper, wenn er auch die Beweggründe der einfachen Soldaten nachvollziehen kann.

Eine andere Form der Zurichtung des männlichen Körpers durch den Krieg ist seine Einschreibung in dessen Gesichtszüge. Die Verhärtung selbst thematisieren nur die Antikriegsromane. Sie sehen darin eine Einschreibung der Kriegsgräuel, gleichzusetzen mit einer daraus resultierenden Abstumpfung des Gemüts.

Schauweckers Urach hingegen bewundert des öfteren die prächtigen harten Züge seines Freundes, führt diese jedoch nicht auf den Krieg zurück. In *Sieben vor Verdun* wird Körperlichkeit, abgesehen von Durchhaltevermögen und Kraft der Hauptfiguren, ausschließlich in Zusammenhang mit farbigen Soldaten thematisiert und damit dem Antitypen zugeschrieben. Die *Sieben vor Verdun* sind in einem solchen Ausmaß „Männer“, dass sie ihren Körper bereits weit hinter sich gelassen haben. Körperlichkeit wird als „Unkultur“ gewertet, die mit dem deutschen Soldaten nichts gemein hat.

Die zeitgenössische Vorstellung eines „richtigen“ Männergesichtes ist gekennzeichnet von harten Zügen. Dies ist in Zusammenhang mit der tradierten Idee zu sehen, dass der Krieg aus Knaben Männer mache. Harte Gesichtszüge gelten dementsprechend als besonders männlich.

²³⁸ Renn: *Krieg*, S. 276.

Albrecht Urach bewundert die harten Gesichtszüge seiner Kameraden. Sein Freund Herse zum Beispiel wird als „ein knochiger, strammer Soldat“ beschrieben, „der sozusagen immer breitbeinig stand, immerzugleich in Ruhe und auf dem Posten, fix und sicher. [...] Seine grauen Augen hatten etwas von Gewehrmündungen an sich, und die Backenknochen schnitten eine kantige Linie des Soldatischen in sein mageres Gesicht.“²³⁹

Urach und Herse verlieren sich aufgrund von Lazarettaufenthalten aus den Augen. Als sie sich nach Albrechts Offiziersausbildung wieder treffen, berichtet der Erzähler:

Albrecht sah ihn an: ja, das war Herse ... wie überraschend das kam nach so vielen Monaten voll Tod und Verwundung ... wie beruhigend er anzusehen war nach all dem Dreck zu Hause, wie kantig sein Gesicht war, so derb und unverstellt, so prachtvoll soldatisch mit seinen geraden Blicken, Herr, du meine Güte ... Herse!²⁴⁰

Im Gegensatz zu einer Vorstellung der Zurichtung sieht Urach das derbe Gesicht Herses als „unverstellt“. Herses Gesicht trägt nicht die Züge des Krieges, vielmehr hat er von jeher das Antlitz eines Soldaten. Wenn sich Urach im Roman auf eine archetypische Krieger-Wesenheit des Mannes besinnt, diese als reinen Urzustand betrachtet, zu dem der Krieg den Mann zurückführt, kann Herse, der Kutscher, der Unverbildete, als die Personifizierung dieses Archetyps gelten.

Ganz anders thematisieren Renn und Köppen Zurichtungen der Soldatengesichter. Als Renn, verwundet durch einen Schulterschuss, sich in einem Lazarett wiederfindet, bemerkt er einen Spiegel. „Scheu warf ich einen Blick hinein und erschrak. Ich war wie eine weiße Fläche mit ein paar dunkeln Augen drin.“²⁴¹ Das ausdruckslose soldatische Gesicht findet sich auch in Beschreibungen seiner Kameraden. Es ist Ausdruck der militärisch-körperlichen Gleichrichtung. Sie alle sehen so aus. Immer wieder rekurriert Renn darauf, dass ihm seine Identität abhanden gekommen sei. Das fehlende Gesicht kann als Symptom dafür gelesen werden.

Adolf Reisiger sieht in dem Gesicht eines toten französischen Soldaten gar sich selbst. Als er in der Loretoschlacht als Telefonist in einer Sappe drei Meter vor den Franzosen liegt, entdeckt er einen Menschen, der ihn im Licht der ständig aufsteigenden Leuchtraketen anstarrt. Erst hält er ihn für einen potenziellen

²³⁹ Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 70.

²⁴⁰ Ebd., S. 294.

²⁴¹ Renn: Krieg, S. 164.

Angreifer, doch als er sich dazu überwinden kann, den Mann zu stellen, stellt er fest, dass dieser tot ist. Die Züge des Toten erinnern ihn an seine eigenen:

Ich hatte mich gestern rasiert und mir war aufgefallen, wie hart ein Gesicht im Krieg allmählich wird. Große Flächen um die Backenknochen, tiefliegende Augen und die merkwürdigen Falten, die von der Nase an den zugekniffenen Mund führen. Da, finde ich, hört eigentlich der Krieg auf, wo es so eindeutig klar wird, daß der Mensch, der einzelne Mensch den einzelnen Menschen tötet. Denn er konnte ich sein, ich konnte er sein, gibt es da noch irgendeinen Sinn und irgendeine „Feindschaft“?²⁴²

Auch Reisiger bemerkt die Züge des Soldaten, der *Heeresbericht* wagt es allerdings im Vergleich zu *Krieg*, auch dem feindlichen Gesicht die gleichen Züge einzuschreiben. Damit sprengt Köppen den deutschen soldatischen Einheitskörper und dehnt die Soldatenidentität auf alle kämpfenden Männer aus. Es findet also keine kategorische Abgrenzung zum Feindeskörper wie bei Wehner statt, vielmehr werden Gemeinsamkeiten betont. Die körperliche Gleichheit mit dem Feind hinterläßt jegliches national ideologisierte Selbstbild. Konsequenterweise muss Reisiger in dieser Situation die uralte Feindschaft mit Frankreich anzweifeln und damit den Krieg selbst.

Reisiger ist der einzige Protagonist, der aus seinem Soldatenkörper ausbricht, indem er am Ende des Krieges das Kämpfen verweigert. Er stellt seinen Körper dem kämpfenden Kollektiv nicht mehr zur Verfügung. Nach diesem Bruch der Foucault'schen Relation von Gefügigkeit und Nützlichkeit ist Reisigers Einweisung in die Irrenanstalt folgerichtig. Die mangelnde Gefügigkeit des Männerkörpers Reisigers läßt ihn als Soldat versagen. Doch liefert er selbst sich zu Ende des Romans dem Generalkommando aus und widerspricht seiner Einweisung nicht. Auch die Zelle, in der er nun sitzt, übt einen körperlichen Zwang auf Reisiger aus, der von oberster militärischer Stelle verordnet wird. Kann er nun auch seinen individuellen Gedanken nachgehen, sein Körper kann sich von der Institution nicht befreien. Damit zeichnet der Roman ein hoffnungsloses Bild hinsichtlich der Möglichkeiten des Entkommens aus dem militärischen Männerkörper.

Die körperliche Festigkeit und Geschlossenheit der Protagonisten wird durch körperliche Zurichtung hergestellt, leidet allerdings unter Kriegsverletzungen. Sowohl Renn und Reisiger, als auch Urach werden durch Schüsse verwundet, jedoch

²⁴² Köppen: *Heeresbericht*, S. 229.

kämpfen sie mit letzter Kraft weiter, bis sie zusammenbrechen und ins Lazarett abtransportiert werden, von wo sie, kaum genesen, sofort wieder zum Kampf an die Front aufbrechen. Der schonungslose Körpereinsatz sowie die körperlichen Verletzungen und Verstümmelungen machen freilich deutlich, dass der Krieg nicht nur den stählernen Soldatenkörper hervorbringt, sondern ihn auch beschädigen, ja zerstören kann.²⁴³

Trotzdem sind an Verletzungen kaum Einbußen soldatischer Männlichkeit geknüpft. Es scheint, als gehörten sie zum Soldatentum sogar grundsätzlich dazu. Keine Schussverletzung erlitten zu haben würde den Frontkämpfer gar in die Nähe der Feigheit bringen, ist es doch in Anbetracht der Todesopfer der Westfront fast unmöglich, niemals verwundet zu sein, stünde man(n) nicht aus irgendeinem Grund nicht im Gefecht. Ein anderer Grund als Verletzung könnte aber nur Kriegsdienstverweigerung oder Desertion sein.

Ganz anders verhält es sich mit Krankheiten. Auch diese spielen jedoch ausschließlich in den Antikriegsromanen eine Rolle. Im Heeresbericht wird der Ausbruch der Ruhr in Reisigers Lager beschrieben, von der auch er betroffen ist. Reisiger gehört mittlerweile dem Offiziersstab an und wird zur Division berufen, was einen äußerst gefährlichen Weg bedeutet, der den Männern sehr viel Kraft abverlangt. Reisiger ist in denkbar schlechter Verfassung und wird beim Kompaniearzt vorstellig, der ihm dringend davon abrät, den Weg anzutreten. Darauf Reisiger: „Totgeschossen oder totgeschissen, lieber Doktor – es ist schon ganz egal.“²⁴⁴ Reisiger hätte die Möglichkeit, sich auf ärztliche Anordnung ein paar Tage Ruhe von der Front zu gönnen, was er aber nicht in Anspruch nimmt. Klingt seine Aussage auch wie Resignation, erklärt sie doch nicht, warum er, der sich entwickelnde Pazifist, sich nicht lieber dem Tod durch seine Krankheit ergibt als durch einen Angriff der Franzosen zu fallen. Zu diesem Zeitpunkt haben Reisigers Offiziersehre und sein Pflichtbewusstsein noch Vorrang vor seinen individuellen Überzeugungen. Die Passivität des Krankseins, des *Leidens*, ist dem Soldatenkörper nicht zumutbar, ganz im Gegensatz zum Heldentod an der Front. Auch Renn bekommt eines Tages hohes Fieber, welche Krankheit er sich zugezogen hat, wird allerdings nicht erwähnt.

Am zweiten Tage wurde mir klar, ich hatte Fieber, besonders gegen Morgen, immer wenn das Feldküchenessen kam. Ich glaubte, daß die Ruhe hier das beste wäre, und sagte niemand etwas. Aber in der nächsten Nacht, als das Essen kam, fühlte ich mich so schwindlig und es war mir so

²⁴³ Wieland: „Männlichkeiten im Kriegsroman“, S. 163.

²⁴⁴ Köppen: Heeresbericht, S. 380.

übel, daß ich beschloß, es Lamm zu sagen. [...] Ich legte mich hin und deckte mich zu. Trotzdem schlotterte ich vor Frost. Nach einer Weile wurde es besser. Ich unterließ die Meldung. Es kam mir unglaublich kläglich vor, sich vorn in Stellung und als Zugführer krank zu melden.²⁴⁵

Renn ist in dieser Situation reflexiver als Reisiger, was als Ausnahme gewertet werden kann. Schützt jener die Gleichgültigkeit gegenüber seinem persönlichen Tod vor, um seine militärischen Pflichten fortzuführen, erkennt Renn klar, dass sein Zustand unmännlich und damit unehrenhaft ist. Sein Freund Lamm jedoch kann ihn davon überzeugen, sich untersuchen zu lassen. Daraufhin verbringt Renn einige Zeit hinter der Front, um sich zu erholen. „Ich hatte das Recht, mich gehenzulassen. Aber das konnte ich bald nicht mehr.“²⁴⁶ Das „Recht“ auf Erholung hat der Soldatenkörper nur auf Befehl hin. Erst dadurch kann Renn sich einigermaßen regenerieren. Kaum geht es ihm ein wenig besser, empfindet er es erneut als kläglich, dass er seinen Körper nicht ausreichend beherrschen kann, um als „guter Soldat“ gelten zu können.

Die Antikriegsromane thematisieren Schwächezustände des Körpers in Form von Krankheit und schaffen damit das Potenzial einer Subversion des stählernen Soldatenkörpers. Dass die Protagonisten Renn und Reisiger jedoch um jeden Preis darum bemüht sind, Krankheiten zu vertuschen und jederzeit um vollendete Körperbeherrschung ringen, vermittelt jedoch, dass ein Mann ungeachtet seiner Einstellung zum Krieg, dazu in der Lage sein muss, seinen Körper unter Kontrolle zu halten bzw. schnellstmöglich unter Kontrolle zu bringen. Damit unterstützen auch sie das soldatische Körperideal und tragen es weiter in die Weimarer Republik.

Albrecht Urach hingegen wird nie krank, was ihn selbst fast zu wundern scheint. Doch hat er dafür eine schlüssige Erklärung:

Tatsächlich – diese Welt ist von der bisherigen gänzlich verschieden. Ich trage alles, was ich brauche, auf dem Rücken bei mir, reinige es selber, packe es selber und benutze es, bis es in Fetzen hängt. Wann hätte ich das je zuvor getan. Wer mir das gesagt hätte, den hätte ich für verrückt erklärt. Nie hätte ich sowas für möglich gehalten. Und nun ist es mit einem Male soweit. Hm ... und es geht ja auch. Ich bin selbst erstaunt, daß es so geht.

Nicht einmal krank bin ich geworden, und nach den Erfahrungen des Friedens hätte ich zehnmal schon mit Husten, Heiserkeit, Rheumatismus, Lungenentzündung, Influenza daliegen müssen. Nichts davon! Nein, ich

²⁴⁵ Renn: Krieg, S. 235.

²⁴⁶ Ebd., S. 237.

habe mich niemals vorher so gesund und wohl befunden. Das schlägt allem Frieden ins Gesicht. Das ist sehr merkwürdig, oder ob man es nicht besser „bemerkenswert“ nennt?“²⁴⁷

Die Gedanken Urachs belegen an dieser Stelle wiederum die Berufung auf einen Urzustand des Männlichen, in den der Krieg den Mann zurückführt. Krankheiten werden als Wohlstandserscheinung abgetan, die nicht mehr auftreten, sobald der Mann die Verweichlichungen des zivilen Lebens hinter sich lässt und zum Krieger wird.

Die Wichtigkeit des Funktionierens des Männerkörpers im militärischen Verbund zeigen schließlich Sabotageakte, die verzweifelte Soldaten mittels ihrer Körper verüben. Wiederum sind es Anti- und Prokriegsromane, die solchen „Verrat am Vaterland“ aufgreifen. Damit widerspreche ich Björn Werner Freitag, der in seiner Dissertation konstatiert, dass derartige Akte der Subversion in den Kriegsromanen der späten Weimarer Republik keine Rolle spielten:

Since none of these events appear in the battlefield novels of the era, it appears that the authors could be said to have actively suppressed the uncomfortable historical truths of desertion, auto-mutilation, and suicide, in order to uphold and protect a heroic, if unrealistic, image of the common soldier.²⁴⁸

Schauwecker thematisiert die Selbstverletzung eines Soldaten aus Angst vor dem Durchqueren von Sperrfeuer.²⁴⁹ Wehner erwähnt den soldatischen Suizid, schreibt ihn allerdings – wenig verwunderlich – ausschließlich französischen Soldaten zu. Selbstverwundung ist in den Prokriegsromanen mit Feigheit gleichzusetzen und damit zu verurteilen. Wehners übersteigertes Idealbild des deutschen Soldaten lässt derartiges Verhalten nicht an den Rand des Denkbaren kommen. Wieder wählt er als Stilmittel der Abgrenzung, abweichende Handlungen dem Feind zuzurechnen.

Im Heeresbericht erfährt Reisiger als Schriftführer einer Verhandlung von einer regelrechten Tripper-Epidemie. Es stellt sich heraus, dass der Angeklagte die Geschlechtskrankheit um eine Mark von einem Kameraden gekauft hat, der ihm damit eine kleine Menge Eiters zur eigenhändigen Infizierung überlassen hat. In

²⁴⁷ Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 107.

²⁴⁸ Freitag: Defeated Heroes, S. 77.

²⁴⁹ siehe Punkt 7.3 Kameradschaft.

einem an diese Textstelle anschließenden montierten Dokument gibt Köppen die Selbstmordzahlen von Frontsoldaten wider.²⁵⁰

Beide Romane geben keine Informationen über die Folgen für die Saboteure. Dass diese Selbstverletzungen ein strafrechtlicher Tatbestand sind, steht jedoch außer Frage. Während der Erzähler bei Schauwecker dem leitenden Offizier die Beurteilung des „Feiglings“ überlässt, der den verängstigten Verletzten des Verrats an der Kameraden zeigt, bleibt der Vorfall im *Heeresbericht* von den handelnden Figuren unkommentiert. Die Auflistung der Suizidzahlen dient dazu, den Lesenden die Alltäglichkeit derartiger Vorkommnisse zu veranschaulichen. Damit wird die Selbstverletzung als möglicher Ausweg aus dem Krieg dargestellt. In *Aufbruch der Nation* wird dieser Fall jedoch als Ausnahme konzipiert.

Ist es den Soldaten nicht möglich, zu desertieren oder zu meutern, müssen sie zu anderen Strategien greifen, um am weiteren Kriegsgeschehen nicht teilnehmen zu können. Die übergroße Betonung, die das Heer auf die Herstellung des soldatischen Männerkörpers legt, ist gleichzeitig seine Schwachstelle. Denn ein verwundeter Körper legt seinen Panzer ab und „regrediert“ zum zivilen Menschen, wird gleichsam nutzlos. Die Zurichtung der Körper dieser Männer ist augenscheinlich misslungen. Sie haben sie aus der Verantwortung der Institution gelöst und ihrem eigenen Willen unterstellt. Das Loslösen des Körpers vom Kollektiv ist daher eines der denkbar schwersten Verbrechen des Soldaten, da es die Basis der Institution Militär hinterläuft. Folgerichtig werden derartige Vergehen mit Höchststrafen geahndet. Zwar zeigt *Heeresbericht* die Möglichkeiten von Selbstverletzung und Suizid auf, wiederum jedoch lässt er, wie alle anderen untersuchten Romane, seinen Protagonisten eine solche Tat nicht in Erwägung ziehen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Zusammenhang zwischen militärisch-körperlicher Zurichtung und männlicher Geschlechtsidentität in allen Romanen gegeben ist. Das Ideal des männlichen Körpers zeichnet sich durch Gesundheit und Kraft aus. Diese Eigenschaften der Institution Militär zu überantworten, wird als verpflichtend und ehrenhaft empfunden. Körperliche Zucht wird als notwendig zur Herstellung eines funktionierenden Korps beschrieben. Es geht darum, durch körperlichen Drill einen kollektiven Korpsgeist herzustellen, der sich in die soldatischen Körper einschreibt. Zwar wird die

²⁵⁰ Vgl. Köppen: *Heeresbericht*, S. 256.

mangelnde Wirksamkeit dieser Zurichtungen von den Antikriegsromanen thematisiert, ihre Protagonisten können sich dem kollektiven Körperzwang aber nicht entziehen. Das Verwerfen des soldatischen Körpers wird mit einem Verlust von Männlichkeit gleichgesetzt. Den zeitgenössischen Lesenden werden keine alternativen Körperbilder vorgeschlagen. Die Autorität des geschlossenen und unempfindlichen, „stahlharten“ Männerkörpers wird damit aufrecht erhalten.

5.6 Identität

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit militärischen Identitäten als männlichen Identitäten. Zunächst wird auf die realhistorischen Praktiken zur Herstellung militärischer Identität eingegangen. Anschließend werden die Protagonisten der ausgewählten Kriegsromane auf ihre Persönlichkeiten hin untersucht. Im Mittelpunkt steht dabei der Einfluss des fortschreitenden Kriegsgeschehens auf das Innenleben der Figuren und die Frage, ob sie sich aus dem gewollt reflexionslosen militärischen Kollektiv lösen und eine alternative männliche Identität ausprägen können.

Der Prozess der Soldatwerdung setzt zunächst eine Trennung vom normalen sozialen Umfeld voraus. In Friedenszeiten passiert dies durch die Kasernierung, zu Kriegszeiten durch die Einsetzung der Soldaten an der Front. Wichtig zur Schaffung militärischer Identität sind die bereits im Kapitel Körper beschriebenen Zurichtungspraktiken. Diese betreffen allerdings nicht nur den Körper der Männer, sondern auch ihr Selbstbewusstsein und ihre Selbstwahrnehmung. Vor allem durch Drill, Schikanen und Gemeinschaftsstrafen sollen Männer geschaffen werden, die das Wohl der Gruppe über das eigene stellen, gehorsam und konform agieren und daneben Mut und Aggressivität im Kampf beweisen können. Thomas Kühne weist besonders auf die Notwendigkeit von Schikanen hin, wenn er schreibt:

Ihr Ziel ist der Um- oder eigentlich Neubau der psychischen und physischen Verfassung des Rekruten. Dessen zivile Identität soll zerstört, sein psychisches Rückgrat gebrochen werden, um Platz zu schaffen für die neue Identität als gehorsames Objekt der militärischen Vorgesetzten und als reibungslos funktionierendes Rädchen im Getriebe des militärischen Apparats.²⁵¹

²⁵¹ Kühne: „Der Soldat“, S. 349.

Ein „reibungslos funktionierendes Rädchen im Getriebe“ fragt und reflektiert nicht. Es fügt sich mit absolutem Autoritätsvertrauen in die hierarchische Befehlsgewalt. Der Befehl ist Gesetz und ethisch-normgebende Instanz. Die Männer werden psychisch gleichgerichtet, ihre Individualität so weit als möglich zurückgedrängt. Wer fragt, handelt nicht, ist die Devise. Reflexion muss also ausgesetzt, Handeln automatisiert werden.

Besonders wichtig für die soldatische Identität ist ein umfassender Ehrbegriff. Dieser wird funktionalisiert, um den Soldaten einen Sinn für ihr Handeln zu geben. Der Ehrbegriff kann dafür in zwei Kategorien eingeteilt werden: Zum einen in die Ehre des „Vaterlandes“, zum anderen in die Mannesehre der Soldaten. Die Kategorien Männlichkeit und Nation sind, wie bereits dargelegt, verflochten. Beweist der Mann seine Ehre im Gefecht, schützt er damit die Ehre seines „Vaterlandes“. Die Ehre des soldatischen Mannes umfasst jene Tugenden, die im Wilhelminischen Deutschland zu besonderer Bedeutung für den Mann generell gelangten, und die den jungen Männern durch ihre Erziehung innerhalb der Familie, durch staatliche Institutionen (z.B. Bildungseinrichtungen) und Männerbünde (z.B. Sportvereine) bereits vor dem Krieg bestens vertraut waren. Wer den Ehrenkodex bestmöglich erfüllt, kann sich als Held fühlen.

Mut und Opferwille waren nötig, um dieses Heldentum zu praktizieren, außerdem Disziplin, Selbstbeherrschung, Zuverlässigkeit und Gehorsam. Umrahmt wurde dieser Kern von einem Kranz bürgerlicher Sekundärtugenden: Sauberkeit, Fleiß, Ordnungssinn, Pünktlichkeit, Sparsamkeit.²⁵²

Diese Eigenschaften gelten im Zusammenhang mit der männlichen Geschlechtsidentität als hegemonial. Wer die soldatischen Grundtugenden nicht internalisiert hat, erfüllt die Anforderungen an Männlichkeit nicht und wird auf einen untergeordneten Platz im sozialen Gefüge der Frontgemeinschaft verwiesen.

Alle Protagonisten erfüllen die in sie gesetzten Erwartungen hinsichtlich der militärischen Kardinaltugenden. Die große Ausnahme jedoch ist Edlef Köppens Reisiger, der, wie bereits auseinandergesetzt, zu Ende der Romanhandlung wegen seiner Weigerung, noch länger am Krieg teilzunehmen, in die Irrenanstalt

²⁵² Frevert: „Militär“, S. 70.

eingeliefert wird. Bis dahin jedoch verhält er sich weitgehend konform, wenn auch seine Überzeugung dem grundsätzlich entgegensteht.

Die Identität der Protagonisten der untersuchten Kriegsromane wird ausnahmslos über (bzw. wider) den Krieg hergestellt. Weder ihre Familien, noch ihre Berufe eignen sich zur Konsolidierung eines gefestigten Selbstbildes. Sie dienen in den Prokriebsromanen sogar als Strukturen, von denen es sich abzugrenzen gilt. Besonders anschaulich wird dies in *Aufbruch der Nation*. Vor Kriegsausbruch verbringen Albrecht und Gerte einen romantischen Nachmittag im Wald, als von der Stadt her Marschmusik ertönt. Was zuvor noch ungewiss ist, nimmt nun Gestalt an: Der Krieg bricht aus, die Mobilmachung beginnt.

Der Krieg war da.

Er sprang auf. Er riß das Mädchen halb mit hoch. Sie fiel zurück und lag auf der Erde, die Arme um seine Füße gekrampft wie eine Sterbende.

Und da, während er sich über die Stirn strich und umsah, wußte er: Du bist Albrecht Urach. Du bist 23jähriger Student der Philologie. Du bist im Hause deiner Eltern, deines Vaters, des Kreisarztes Urach. Du liebst dieses Mädchen Gerte Erik, die siebzehn Jahre alt ist und dich gleichfalls liebt. Ihr wollt euch heiraten. [...] Was dann ist, kümmert dich wenig, aber jetzt, jetzt – ja – jetzt. –²⁵³

Albrecht, der zuvor die „Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit und Enttäuschung seiner jugendlichen Generation“²⁵⁴ beklagt, findet erst zu seiner Identität, als der Krieg beginnt. Er weiß nun, wer er ist, und gleichzeitig, dass er genau das hinter sich lassen muss, denn: Was nach dem Krieg ist kümmert ihn wenig. Jetzt muss er an die Front, weswegen er sich als Kriegsfreiwilliger meldet.

Die Loslösung aus der rational exakten Berechnung des Lebens in der Friedenszeit wirkt auf ihn befreiend; in der Verwirklichung seiner Sehnsucht nach Ruhm und Abenteuer, in der Ungewißheit, die der Krieg verspricht, findet er zu der Identität seiner Kindheit und Jugend zurück.²⁵⁵

Schauwecker thematisiert hier die vor dem Krieg verbreitete gesellschaftliche Auffassung, dass die ursprüngliche männliche Identität zur Zeit des Friedens nicht zur Entfaltung kommen könne. Die traditionelle gesellschaftliche Ordnung wird zusammen mit der materiellen Sicherheit verworfen, von der Vätergeneration als deren Repräsentant gilt es, sich abzugrenzen.

²⁵³ Schauwecker: *Aufbruch der Nation*, S. 37.

²⁵⁴ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 140.

²⁵⁵ Ebd., S. 145.

Genauso begeistert geben sich auch die Protagonisten der Antikriegsromane zu Kriegsbeginn. Auch ihre Väter bleiben seltsam abwesend. Männlichkeit kann dementsprechend nicht mehr durch die Nachahmung eines väterlichen Vorbildes erworben werden. Der Krieg ist die einzige und beste Möglichkeit der Mannwerdung – auch in den Antikriegsromanen.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass die Identitäten der Protagonisten – mit Ausnahme von Schauweckers Albrecht Urach – sich durch ihre jeweilige Feuertaufe herausbilden. Sie ist das Vehikel, die Initiation²⁵⁶, zur Verortung ihres Selbstbildes. Wie die Hauptfiguren den Krieg in ihrem ersten Gefechtseinsatz erleben, wird zur identitätsstiftenden Entwicklungsstation.

Renn stellt sich nach seinem Fehler in der ersten Schlacht die Frage, ob er ein guter Soldat sei, ob er richtig gehandelt habe. Er wirft sich vor, von seinen Ängsten beeinflusst worden zu sein. Die Selbstzweifel Renns bezüglich der Frage, ob er ein guter Soldat sei, bleiben der zentrale Konflikt Renns den ganzen Roman hindurch. Seine Lösung ist es, Sachlichkeit und Kompetenz zu seiner obersten Maxime zu machen. Diese Einstellung, die sich nach der großen Verzweiflung in Folge seines ersten Gefechtseinsatzes herausbildet, verstärkt sich im Laufe des Romans sukzessive.

Köppens Reisiger erkennt während seiner Feuertaufe, dass der Krieg ein Gräuel und damit abzulehnen sei. Seine pazifistische Einstellung konsolidiert sich.

Reisiger hat ein Zittern in den Knien, das ihn schüttelt. Und am Hals würgt etwas. Das also ist der Krieg! Da steht ein Mensch, laut und kräftig, mit provozierendem Mut. Und die Sonne scheint und es ist blauer Himmel. Und plötzlich liegt der Mensch am Boden. Und Blut spritzt. Und der Mensch wird nach Hause gehen und niemals im Leben wieder eine linke Hand haben. Das ist ja ekelhaft!²⁵⁷

Im Gegensatz zu Renn schafft es Reisiger, eine dezidiert kritische Haltung zum Krieg herauszubilden und diese im Laufe seines Fronteinsatzes zu vertiefen. Dennoch verändert diese Einstellung sein pflichtbewusstes militärisches Handeln nicht. Erst zu Ende des Krieges ist seine Abscheu groß genug, um den Gefechtsdienst zu verweigern. Dennoch kommt Desertion für ihn zu keinem Zeitpunkt in Frage. Michael Gollbach und Roman Schafnitzel konstatieren meiner Auffassung nach zu Recht, der zentrale Konflikt Reisigers sei das moralische

²⁵⁶ zum Konzept der Initiation siehe z.B. Bourdieu: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches., S. 111ff.

²⁵⁷ Köppen: Heeresbericht, S. 49.

Problem der Rechtfertigung des Tötens zum Zweck des eigenen Weiterlebens.²⁵⁸
Im Vergleich mit den anderen Kriegsromanen ist Reisiger damit der einzige Protagonist, der das Sterben der Frontsoldaten als individuelles Schicksal betrachtet, als den zu bedauernden Tod von Menschen.

Ganz anders als Renn oder Reisiger erlebt Wehners Bernhard Buchholz seinen ersten Sturmangriff. Er kommt als jüngerer Bruder des kriegserfahrenen Leutnant Robert Buchholz an die Front.

Es war Bernhard Buchholz als fliege er zwischen Himmel und Erde. Er stürmte zum ersten Male und kannte jenes Hochgefühl des Mannes noch nicht, das stärker ist als jede Luft. Jetzt aber sang er im Sturm. [...] Seine Brust glühte, seine Augen leuchteten.²⁵⁹

Die Herstellung seiner Männlichkeit im Sturm ist beispielhaft für die von Wehner gezeichnete Soldatenidentität. Die „ekstatische Entrückung“ im Kampf ist für ihn das Kennzeichen des deutschen Soldaten. Sie lässt alle Nebengedanken verschwinden und führt den Mann in seinen archetypischen Urzustand zurück.²⁶⁰

So ergeht es bei Wehner auch allen anderen kriegsunerfahrenen jungen Soldaten. Stellen sie sich zunächst im Vergleich zu den erfahrenen Kameraden ungeschickt an, finden sie in ihren ersten Gefechten sofort zu ihrer soldatischen Identität:

Bald aber rochen sie den frischen Blutrausch, sie blickten in das zerrissene Gehäuse menschlicher Körper wie in den Abgrund der Welt und horchten voll Grauen auf die immer schwächer werdenden Schreie der Sterbenden. Dann traf es einen der Ihren, und nun waren sie schon alte Leute und hatten in einem Tage die Ewigkeit erlebt.²⁶¹

Der Krieg führt bei Wehner ausnahmslos jeden Mann zu seiner „wahren“ Identität als Krieger zurück.

[...] und bald ist jeder ein Jäger, der fiebernd in das Unbekannte vorstößt. Der Mensch ist auf einem anderen Stern, er weiß nichts mehr von sich, er weiß nur vom Feind, den er erlegen muß. Sein Blut schlägt wild im Wettlauf mit dem Tode: Ein Schädel drüben, ein Gewehrlauf darf nicht sein [...]. Und nun fällt der Rauch ab, der Mensch wird zum Soldaten, die Kriegsarbeit beginnt.²⁶²

²⁵⁸ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 118; Schafnitzel: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen“, S. 329.

²⁵⁹ Wehner: *Sieben vor Verdun*, S. 44f.

²⁶⁰ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 192f.

²⁶¹ Wehner: *Sieben vor Verdun*, S. 68.

²⁶² Ebd., S. 35.

Bezeichnend für Wehner ist dabei, wie das Soldatsein das Menschsein ausschließt. Durch die Handlung des Tötens, der Kriegsarbeit, wird der Soldat ihm zufolge erst hergestellt. Der Soldat ist nicht Sohn einer Mutter, er wird im Gefecht geboren. Dabei wird das Soldatentum als eine dem Menschsein überlegene Entwicklungsstufe des Mannes idealisiert.

Wehners Soldaten werden immer als Kollektiv gezeichnet. Das macht er bereits mit dem Titel des Romans, *Sieben vor Verdun*, klar. Er folgt nicht *einer* Hauptperson, wie es Renn, Köppen und Schauwecker tun, sondern erhebt bereits auf formaler Ebene durch die Wahl von sieben Protagonisten, die gleich denken und handeln, die psychische Gleichrichtung der Frontkameraden zum Ideal.

Damit stilisiert Wehner die Entindividualisierung der Soldaten zum Erfolgsgarant. Schließlich ist der zentrale Konflikt des Soldatenkollektivs in *Sieben vor Verdun*, „daß sein auf Tapferkeit, Frontkenntnis und Siegeswillen beruhender Sturm Lauf von der militärischen Führung, die die Front nicht kennt, durch Befehle gebremst wird.“²⁶³ Sie selbst kennen weder Skrupel, noch Angst, ganz im Gegensatz zu den feindlichen Soldaten. Die Deutschen sind mutiger, tapferer und angriffslustiger als alle anderen. Wären nicht Fehler der obersten Heeresleitung zusammen mit dem Dolchstoß von der „Heimatfront“ den Soldaten in den Weg getreten, hätten die Deutschen den Krieg durch das sich vor allen anderen auszeichnende „Heldentum“ ihrer Soldaten jedenfalls gewonnen, so die Aussage von *Sieben vor Verdun*.

Während die angesprochene Entindividualisierung sich bei Wehner nahezu „natürlich“ einstellt, durchläuft Schauweckers Urach eine Entwicklung hinsichtlich seiner Einstellung zur psychischen Gleichrichtung der Soldaten. Muss Urach auch erst lernen, sich dem kollektiven „Frontgeist“ einzufügen, betrachtet er ihn, sobald internalisiert, als Grundlage der Neuordnung der Nation, genauso wie Wehner. Schauwecker verfolgt damit außerdem das Ziel, zivile Klassenunterschiede zu beseitigen. Der Verlust des „Ich“ erscheint als notwendiger und angemessener Einsatz zur Verwirklichung dieser Vorstellung.

Was war das kleine, runde Ding auf der Brust? Das war die Erkennungsmarke. Na, das war er also: einer mit einer Erkennungsmarke. So leicht ging hier das Ich verloren, daß es mit einer Erkennungsmarke versehen werden mußte, wenn man es wiederfinden wollte. Doch das war nur für den Todesfall gemeint. Der Tod – ! Mal war ich ein Ich. Die anderen auch. Manche waren großspurig, manche heimlich, andere gemessen,

²⁶³ Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 196.

andere finster, diese munter, jene energisch gewesen. Der eine war ein Herr, der andere bloß ein Mann gewesen. Jetzt war das aus. Sie alle waren Soldaten. Der eine war Füsilier, der zweite Grenadier, der dritte Musketier. Im Grunde war das dasselbe. Leutnant und Füsilier, da war schon mehr Unterschied. Von innen gesehen war es anders. Immerhin – ich kann ein Innenleben haben, wenn ich das unbemerkt fertig bringen kann, aber gewöhnlich bin ich viel zu müde, hungrig, schmierig, durstig, stumpf dazu. Innenleben ist Luxus und erscheint als Legende. Mund heißt „Fresse“, Stiefel heißt „Knobelbecher“, Erschöpfung heißt „Schlappheit“, Hunger heißt „Kohldampf“. So sind die Soldaten. Innenleben ist komisch²⁶⁴

Albrecht wird im Laufe des Romans vom bürgerlichen Individuum zum Frontkämpfer. Die Textstelle zeigt ein Übergangsstadium seiner Entwicklung. Urach beschreibt in Anbetracht des harten Frontalltags die Unmöglichkeit, ein Innenleben aufrecht zu erhalten. In weiterer Konsequenz erachtet er das aber auch nicht mehr als notwendig. Denn

[d]ie wahren Grundbedingungen des Lebens zeigten sich hier [an der Front, Anm.] unverhüllt. Man ging auf das Letzte zurück, auf den Boden unter den Füßen. Im Frieden hatte es dergleichen nicht mehr gegeben. Man hatte die Grundlagen vergessen. [...] Jetzt fing man von vorn an. [...] Würde es noch so weiter gehen können wie vor dem Kriege? [...] Durfte es aber so weiter gehen? Kaum!²⁶⁵

Später hat Albrecht die Wandlung zum vollendeten Frontsoldaten vollzogen.

Man konnte sie beliebig vertauschen [...]. Sie taten in diesen brennenden Schmelzöfen alles Unterschiedene ab und wurden sich gleich, bis allein der deutsche Frontsoldat übrig blieb, der versteinert alles auf sich nahm, Tat und Hunger, Erschöpfung und Schmutz, Regen und Feuer, Blut, Grauen und Tod.²⁶⁶

In *Aufbruch der Nation* stellt die Herstellung eines „Typus des deutschen Frontsoldaten“²⁶⁷ die Voraussetzung zur Schaffung einer neuen Nation dar. Dem Krieg wird in diesem Zusammenhang die Funktion einer Katharsis zugeschrieben, einer Reinigung vom „ungesunden“ Ballast der Einstellungen und Lebensweisen der Vorkriegszeit. Durch die Rückführung zum eigentlich Wesentlichen, den „Grundlagen“, die Urach in der von allem materiellen Luxus und aller vorkriegszeitlicher Standesunterschiede gereinigten Frontwelt zu erkennen glaubt, wird der Aufbruch in eine neue Nation erst möglich. Die psychische Gleichrichtung der Soldaten wird als Voraussetzung der Wiedererstehung der

²⁶⁴ Schauwecker: *Aufbruch der Nation*, S. 108.

²⁶⁵ Ebd., S. 109.

²⁶⁶ Ebd., S. 250.

²⁶⁷ Vgl. Gollbach: *Wiederkehr des Weltkrieges*, S. 148.

Deutschen Nation empfunden. Ganz selbstverständlich wird die Verantwortung dafür der soldatischen Männlichkeit überantwortet.

Die untersuchten Antikriegsromane verhalten sich bezüglich der Frage nach der Einstellung ihrer Protagonisten zur Entindividualisierung an der Front unterschiedlich. Während Renn versucht, sich so gut als möglich in die Rolle des soldatischen Mannes einzufügen, hat Reisiger einen massiven inneren Drang, seiner pazifistischen Einstellung Luft zu machen. Er kämpft mit der Diskrepanz zwischen militärischer und individueller Identität.

Schon bei seinem ersten Marsch zum Kriegsschauplatz, empfindet Renn: „Ich hatte das Gefühl, daß meine Augen ganz außer mir umhersähen, während ich selber ganz in mir war. Meine Beine bewegten sich, das Gepäck war schwer, aber das hatte mit mir nichts zu tun.“²⁶⁸ Renn verdrängt seine Innenwelt zu Beginn seines Einsatzes ganz automatisch. Auch für ihn ist Innenleben komisch, ja unangebracht. Immer wieder hadert er mit dem Aufwallen desselben, erlernt jedoch unter seiner Maxime der Sachlichkeit, diese weitgehend ab- und wegzustellen. Gollbach benennt die Grundzüge von Renns Charakter mit „Treue, Pflichtbewußtsein und Aufrichtigkeit“. Diese stellt Renn

wie selbstverständlich in den Dienst der militärischen Ordnung. Renns schnörkellose, zielgerichtete Sachlichkeit erweist sich im Hinblick auf militärische Effektivität und Schutz des Lebens als bestmögliche Anpassung an die Erfordernisse des Kriegsalltags.²⁶⁹

Soldatische Männlichkeit hat für Renn mit einem als unmilitärisch empfundenen Reflexionsvermögen nichts zu tun. Unter der militärischen Entindividualisierung leidet er insofern aber doch, als er sie wohl umsetzen möchte, weil sein Ehr- und Pflichtbewusstsein es von ihm verlangt, es aber gleichwohl nie zur Gänze schafft. Diese Unfähigkeit verleiht ihm andauernde Versagensängste, welchen er damit zu entkommen sucht, seine soldatischen Pflichten bestens umzusetzen. Als sein Freund Lamm ihm ein Versäumnis vorwirft, das genau genommen nicht seines ist, reagiert er weder verärgert, noch enttäuscht: „Ich dachte: Du sollst mich kontrollieren, das ist mir lieb! Und weh mir, wenn du mich schlapp findest! Ich war nicht traurig über den Vorfall. Nein, seine Vorwürfe taten mir wohl; denn er hatte recht.“²⁷⁰ Renn richtet seinen Selbstwert daran aus, wie gut er den an ihn

²⁶⁸ Renn: Krieg, S. 8.

²⁶⁹ Gollbach: Wiederkehr des Weltkrieges, S. 87f.

²⁷⁰ Renn: Krieg, S. 198.

gestellten Anforderungen gerecht wird. Er findet kein anderes Ordnungssystem als das militärische, sich darin einzuordnen. Anders als bei Reisiger bewirkt der Krieg bei Renn keinen Lernprozess, „allenfalls einen immer radikaleren Sinnverlust, den sich bewußt zu machen Renn sich jedoch weigert.“²⁷¹ Renn übt deshalb mit seinem Motto des „sich Zusammennehmens“ laufend Zwang auf sich selbst aus. Er befindet sich in einer für ihn nicht lösbaren Krise, da er die Frage nach dem Sinn des Krieges nicht beantworten kann. Der daraus entstehenden Leere versucht er nacheinander durch Alkohol, durch Religion und auch durch philosophische Lektüre zu entkommen, was ihm aber nicht gelingt. Renn findet weder den Sinn, noch den Unsinn des Krieges und damit keinen Grund, aus seiner militärischen Identität auszubrechen.²⁷²

Auch Reisiger wird bereits bei seiner Ankunft in der Stellung desillusioniert: „Reisiger hat zum ersten Mal, seit er Soldat war, das Gefühl, ganz allein zu sein. Und viel zu jung und gänzlich hilflos. – Das ist also das Soldatenleben an der Front? Das ist die Kameradschaft vor dem Feind?“²⁷³ Auch Reisigers Selbstwert ist von den Idealen der Pflichterfüllung und Tapferkeit bestimmt. Kommt Reisiger seinen Pflichten zunächst noch übereifrig nach, tut er dies später nur noch widerwillig. Er tut es, obwohl er später als Leutnant, der mehr Einblick in die Hintergründe und Strategien hat, immer mehr realisiert, dass der Krieg und alles, was er mit sich bringt, verlogen und sinnlos ist.

Obwohl sein Kriegserlebnis seine Vorstellungen für ihn schmerzhaft verändert und diese als falsch enthüllt, findet er durch Belobigungen von Vorgesetzten, Auszeichnungen und Beförderungen zu seinem früheren Selbstverständnis und zu seiner ungebrochenen Identität vorübergehend zurück [...]²⁷⁴

Die militärischen Praktiken Auszeichnung und Beförderung zur Verortung und Versicherung soldatischer Identität im Einzelnen verfehlen auch bei Querdenker Reisiger nicht ihre Wirkung. Dies allerdings nur vorübergehend. Die Zweifel holen ihn wieder und wieder ein. Er beginnt, pazifistische Gedichte zu verfassen und schickt diese zur Veröffentlichung an ein sozialistisches Blatt. Diese Aktion verhindert um ein Haar seine Beförderung zum Offizier. Als er sich vor dem Hauptmann rechtfertigen muss, ist er sich auf dessen Frage hin nicht mehr

²⁷¹ Broich: „Hier spricht zum ersten Male der gemeine Mann“, S. 214.

²⁷² Vgl. Gollbach: Wiederkehr des Weltkrieges, S. 99.

²⁷³ Köppen: Heeresbericht, S. 17.

²⁷⁴ Gollbach: Wiederkehr des Weltkrieges, S. 115.

sicher, ob es wirklich das Beste sei, selbst zu überleben und aus dieser Notwendigkeit heraus den Feind zu töten. Trotz seiner pazifistischen Überzeugung bleibt die Figur Reisiger jedoch tapfer, opferbereit und pflichtgetreu und handelt damit seinen Idealen zuwider.

Diese Autoritätshörigkeit Reisigers entspricht den geistigen Grundzügen der wilhelminischen Gesellschaft, welche sich mit den Stichworten Pflichtbewusstsein, Disziplin, Unterordnung und Glaube an das übergeordnete Ganze skizzieren lassen. Die Wirkungsmacht jener „Tugenden“ trägt wesentlich dazu bei, dass Reisiger bis kurz vor Kriegsende im Status des kleinen Rädchens der Kriegsmaschinerie verharret [...]²⁷⁵

Die Identität der Protagonisten wird also durch den Krieg verändert. Zu berücksichtigen sind allerdings auch die Abgrenzungen, die die Figuren vornehmen, um die Legitimität ihrer eigenen Identitäten herzustellen bzw. zu wahren. Hierbei kann prinzipiell festgestellt werden, dass sich die Protagonisten der Prokriegsromane konsequenterweise ins Kollektiv der Kameraden einordnen und ihre Identitäten speziell vom Feind abgrenzen. Besonders aggressiv ist diese Abgrenzung vor allem gegenüber farbigen Soldaten. Dazu kommt bei Wehner das Verwerfen der Entscheidungen der Obersten Heeresleitung und bei Schauwecker die Grenzziehung zur so genannten Heimatfront.

Im Gegensatz dazu versuchen die Hauptfiguren der Antikriegsromane sich sozusagen von einem „inneren“ Feind abzugrenzen. Renn möchte seine Angst und Feigheit loswerden, Reisiger kämpft innerlich mit dem Widerspruch zwischen Idealismus und Ehrgefühl. Beide ringen demnach mit der Diskrepanz zwischen eigener Identität und der aufgezwungenen militärischen. Bei Renn geht der Kampf unentschieden aus, da er keine Antworten findet. Aus diesem Grund bleibt er dem Streben nach militärischer Identität treu. Reisiger schafft nach langem Hadern den Ausbruch aus der militärischen Identität, auch wenn sein Körper in Gewahrsam bleiben muss. Allein Reisiger kann seine Identität von den Zwängen des Militärs befreien.

Während also die Prokriegsromane die Verflechtung von Männlichkeit und Nation über Ehrbegriff und Abgrenzung hochhalten und so in die Weimarer Republik hineintragen, zeigt Renn die Schwierigkeiten auf, dem militärischen Männlichkeitsideal innerlich zu entsprechen. Köppen lässt die Individualität

²⁷⁵ Schafnitzel: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen“, S. 331.

seines Charakters triumphieren, auch wenn dieser dadurch in marginalisierten Status abdriftet.

6 Zusammenfassung und Conclusio

[W]enn auch die alten Voraussetzungen und Grenzziehungen der Geschlechterwelt ungültig geworden sind [...], dann sind die damit verbundenen Bilder, Geschichten und Phantasien keineswegs verschwunden²⁷⁶,

geben Walter Erhart und Britta Herrmann in einem Beitrag ihres viel beachteten Bands *Wann ist der Mann ein Mann?* für das ausgehende 20. Jahrhundert zu bedenken. Diese Beobachtung kann auch für die Weimarer Republik Geltung beanspruchen. Denn während die kulturelle Blüte der ersten deutschen Republik völlig „neuen“ Geschlechtsidentitäten Platz bietet, besinnt sich der Kriegerroman der späten 20er Jahre auf männliche Grundtugenden der Vorkriegszeit. Dies kann als Antwort auf die Unsicherheiten gewertet werden, die durch das Aufbrechen traditioneller Vorstellungen von Männlichkeit hervorgerufen wurden. Gilt die junge Republik bei vielen Zeitgenossen als Ausgeburt von „Verweiblichung“ und Chaos, verstärkt nicht zuletzt die schwierige wirtschaftliche Situation rund um den Schwarzen Freitag den Ruf nach Ordnung und Disziplin. Diese Forderung kann, dem zeitgenössischen Empfinden nach, nur durch ein Wiedererstarken einer konservativen militarisierten Maskulinität umgesetzt werden.

Genau dieses Leitbild hegemonialer Männlichkeit zeichnen die Kriegerromane der späten Weimarer Republik. Der Vergleich exemplarischer Pro- und Antikriegsromane liefert das Ergebnis, dass sowohl kriegsbejahende als auch kriegskritische Texte die tradierten Werte (Selbstbeherrschung und Autorität, Kampfesmut, Pflichtgefühl, Treue und Opferbereitschaft) wieder aufgreifen und sie damit festschreiben und perpetuieren. Damit leisten die Kriegerromane der späten Weimarer Republik einen Beitrag zur schleichenden Implementierung des faschistischen Männlichkeitsideals des aufstrebenden Nationalsozialismus.

Differenzen zwischen Anti- und Prokriegsromanen hinsichtlich der Darstellung hegemonialer Leitbilder treten auf, wenn es zur Einschreibung derselben in die literarischen Figuren kommt. So kann die Mehrheit der Figuren der Prokriegsromane diese Eigenschaften für sich beanspruchen bzw. danach handeln. Dabei ist es weitgehend irrelevant, welchen Dienstgrad die gezeichneten Soldaten bekleiden. Die Antikriegsromane hingegen stellen Figuren

²⁷⁶ Erhart/Herrmann: „Der erforschte Mann“, S. 26.

vor, die sich zwar an denselben, als vorbildlich geltenden Werten orientieren, für die sich deren Umsetzung jedoch häufig als schwierig herausstellt. Viele Offiziere büßen ihre Vorbildfunktion durch Verstöße gegen die von ihnen erwarteten Tugenden Opferbereitschaft und Verantwortungsgefühl ein. Demgegenüber stehen die Protagonisten, die trotz Ängsten, Zweifeln, Verwundungen und Krankheiten bis zum Ende des Krieges tapfer und pflichtbewusst weiterkämpfen. In Ermangelung alternativer Leitbilder verharren sie in einem Zustand der Sinn- und Hoffnungslosigkeit. Die Aufrechterhaltung konservativer Leitbilder ist demnach in Pro-, wie auch in Antikriegsromanen gegeben. Während die ersteren diese schier verherrlichen, stehen letztere ihnen zwar reflektierter gegenüber - die Verharrung der Identifikationscharaktere in den tradierten Mustern und das Fehlen alternativer männlicher Ideale (re)installiert die militarisierte Männlichkeit jedoch in ihrem hegemonialen Anspruch.

Zur Abgrenzung der hegemonialen Männlichkeit gegenüber untergeordneten Maskulinitäten dienen in den untersuchten Kriegsromanen „Hommes fragiles“, Meuterer, Homosexuelle und der Feind. Männer, die einem dieser Typen zuzuordnen sind, werden durch unterordnende Praktiken marginalisiert, um die Macht des hegemonialen Leitbildes zu stärken. Alle untersuchten Romane thematisieren derartige Strategien. Während im Antikriegsroman vor allem Ausgrenzungen innerhalb der deutschen Frontgemeinschaft dargestellt werden, richten die Prokriegsromane ihr Hauptaugenmerk auf eine besonders akzentuierte Kontrastierung des Feindes. Die Typen Meuterer und Homosexuelle tauchen ausschließlich in den Antikriegsromanen auf. Zwar können die Protagonisten den Antrieb von Meuterern verstehen, trotzdem verurteilen sie deren Verhalten als moralisch nicht verantwortbar. Nur der Antikriegsroman *Krieg* thematisiert Homosexualität, erklärt sie allerdings zur psychischen Krankheit und grenzt homosexuelles Begehren von seinem Begriff von Männlichkeit dadurch ab. Die Existenz solcher Männlichkeiten, die sich durch mangelnde Systemtreue bzw. abweichendes sexuelles Begehren vom hegemonialen Leitbild unterscheiden, wird von den Prokriegsromanen für das deutsche Soldatenkollektiv grundsätzlich ausgeklammert. Diese Verfahrensweise kommt einer Unterordnungspraktik auf Textebene gleich.

Besonders drastisch wird im Prokriegsroman jedoch die Abgrenzung von afrikanischen Soldaten geschildert, die auf Seiten des „Feindes“ kämpfen. Diese werden nicht nur rigoros vom Entwurf hegemonialer Männlichkeit

ausgeschlossen, ihnen wird außerdem der Subjektstatus gänzlich abgesprochen, indem sie weniger als menschlich, sondern vielmehr als animalisch gezeichnet werden. Messen die Prokriegsromane der Grenzziehung zu diesen Männern besonderen Stellenwert bei, bleiben sie wiederum von den Antikriegsromanen gänzlich unthematized. Die unterschiedlich dargestellten Abgrenzungen ändern am zentralen Ergebnis, dass die beiden Subgenres dieselben Vorstellungen von vorbildlicher Männlichkeit aufweisen jedoch nichts. Propagieren die Prokriegsromane in nationalistisch-rassistischer Manier eine strikte Abgrenzung der deutschen Volksgemeinschaft nach außen hin, zeigen die Antikriegsromane zusätzliche „Qualitäten“ idealer deutscher Männlichkeit auf: Der deutsche Mann bleibt sich in jeder Situation seiner Pflichten der Nation gegenüber bewusst und versucht, sie so gut als möglich umzusetzen. Und eines ist er auf gar keinen Fall: homosexuell.

Da eine eingehende (psychoanalytische) Untersuchung der Einschreibungen homoerotischen Begehrens in dieser Arbeit unterbleibt²⁷⁷, widmet sich die Analyse der sozialen Bindungsstruktur (Kathexis)²⁷⁸ der Frontkameradschaft als der einzigen „erlaubten“ sozialen Vergemeinschaftungspraxis der Soldaten.

In der Weimarer Republik wird die Kameradschaft zum Sinnbild von Geschlossenheit und Einheit stilisiert und durch die weiterhin bestehenden Männerbünde (Pfadfinder, Wandervogelbewegung und nicht zuletzt in den Freikorps) hochgehalten und mythisiert. Als Verdienst der Antikriegsromane kann es betrachtet werden, dass sie diese idealisierte Vorstellung von Kriegskameradschaft aufbrechen. Sie zeigen, dass auch innerhalb der Kameradschaft hierarchische Strukturen wirksam und Marginalisierungen auch in einem Kreis der scheinbar „Gleichen“ an der Tagesordnung sind. Überdies thematisieren sie Einsamkeit und Isolation des Individuums inmitten der viel beschworenen Frontgemeinschaft. Demgegenüber zeigen sich die Prokriegsromane dem männerbündischen Denken verpflichtet und verklären Kameradschaft zum gesellschaftlichen Ideal. Sie betonen die Einheit und Gleichheit der Kameraden und stellen diese dem Parteienhader der Weimarer Republik gegenüber. Da die Frontsoldaten durch ihren Kriegseinsatz zu ihrer „Urmännlichkeit“ zurück gefunden haben, sollen sie es sein, die die politische

²⁷⁷ siehe dazu Theweleit: Männerphantasien 1 + 2.

²⁷⁸ siehe dazu Connell: Der gemachte Mann.

Führung im Staat übernehmen. Damit spitzen die Pro-Kriegsromane den von ihnen propagierten Führungsanspruch der militarisierten Männlichkeit zu.

Diese kriegerische Männlichkeit impliziert überdies einen unempfindlichen, „gestählten“ Männerkörper, der als Körperideal sowohl in kriegsbejahenden als auch in kriegskritischen Romanen gelten kann. Hinsichtlich der Darstellung militarisierter Männerkörper ähneln sich Anti- und Pro- Kriegsromane, indem alle Protagonisten als gesund und kräftig beschrieben werden. Die Zurichtungen, durch die sich die Institution Militär und der Kriegsdienst in die Männerkörper einschreiben, werden allerdings unterschiedlich bewertet.

Die Prokriegsromane idealisieren die Verhärtungen des soldatischen Körpers wiederum zum Ausdruck ursprünglicher Männlichkeit, während die Antikriegsromane v.a. durch Schwächezustände und Krankheiten der Protagonisten die Schwierigkeiten aufzeigen, den Anforderungen an den idealen Männerkörper gerecht zu werden. Dennoch orientieren sie sich an diesem Vorbild und veranschaulichen damit die „Pflicht“ des Mannes, seinen Körper zu kontrollieren. Die Zurichtungen des soldatischen Körpers üben eine solche Macht auf die Psyche der Männer aus, dass selbst die zweifelnden und kriegsverdrossenen Protagonisten der Antikriegsromane sich ihnen nicht entziehen können. Entweichen gelänge durch Selbstverletzung oder Desertion, beides kommt jedoch für sie nicht in Frage.

Die individuelle Identität der Protagonisten wird von der Institution Militär, aber auch von der Kriegserfahrung stark geprägt. Ihr erster Gefechtseinsatz gilt bezüglich ihrer Männlichkeit als Initiation. Im Zuge ihrer „Feuertaufe“ gelangen die Figuren zu Klarheit hinsichtlich ihrer Einstellung zum Krieg: Die Hauptfiguren der Antikriegsromane verurteilen ihn als unmenschlich, jene der Prokriegsromane empfinden ihn als notwendig und reinigend. Dadurch finden alle Protagonisten durch ihren ersten Gefechtseinsatz zu ihrer maßgeblichen Geisteshaltung. Wehner und Schauwecker vertreten in ihren Prokriegsromanen die Überzeugung, dass „wahre“ Männlichkeit erst über die Kriegserfahrung hergestellt werden kann. Während die Prokriegsromane das Einordnen in das Soldatenkollektiv und damit eine Entindividualisierung des Einzelnen zum Zweck der Herstellung von „Einheit“ propagieren, problematisieren die Antikriegsromane den Verlust von Individualität, doch lediglich der Protagonist aus Köppens *Heeresbericht* schafft es, seine individuelle Überzeugung vom Pazifismus schlussendlich über sein militärisches Gewissen zu stellen.

Im Vergleich zwischen Anti- und Prokriegsromanen ergeben sich Unterschiede hinsichtlich der Verknüpfungen von Maskulinität, Militarismus und Nationalismus. Während die Prokriegsromane die politischen Verstrickungen von Männlichkeit und Nation idealisieren, versuchen die Antikriegsromane tendenziell, ihre Männlichkeiten von ihr zu entkoppeln. Dieses Unterfangen ist jedoch zum Scheitern verurteilt, da die Trennung von Männlichkeit und Militarismus nicht vollzogen wird. Ein strikter Bruch der Beziehung zwischen Männlichkeit und Militarismus muss jedoch als die Grundlage pazifistischen Gedankenguts gelten. Trotzdem kann auch der Mann des Antikriegsromans sich den militärischen Idealen Pflichtbewusstsein, Unterordnung und Opferbereitschaft nicht entziehen. Politisch gehen die Aussagen der beiden Subgenres zwar auseinander, alternative Leitbilder hegemonialer Männlichkeit werden jedoch nicht entworfen.

Dass das Aufbrechen der festgefahrenen Männlichkeitsideale im Kriegsroman der Weimarer Republik nicht gelingt, kann der Aufrechterhaltung männerbündischer Strukturen aus der Vorkriegszeit zugerechnet werden, die, hochgehalten von Freikorps, Veteranen- und Sportvereinen sowie der Kirche, so gut wie unverändert weiter bestehen. Die Politik der Weimarer Republik hat es verabsäumt, den Männern neue Leitbilder zur Verfügung zu stellen. Der Erfolg der Kriegsromane gegen Ende der Weimarer Republik ist ein Resultat dieses Versäumnisses. Vor allem die zeitgenössische männliche Leserschaft sucht nach neuem Sinn und Inhalt ihrer uneindeutig gewordenen Geschlechtsidentität. Die Eindeutigkeit und Zielgerichtetheit der Prokriegsromane kann dieser Sinnsuche eine Richtung geben. Die Schwäche der Antikriegsromane liegt diesbezüglich neben ihrer Aufrechterhaltung militarisierter Männlichkeiten in ihrer resignierenden Zeichnung von Sinn- und Hoffnungslosigkeit. Damit können sie ihrer Leserschaft keinen wirksamen Entwurf einer zukünftigen Gesellschaft entgegenhalten.

7 Literaturverzeichnis

1 Primärliteratur

- Köppen, Edlef: Heeresbericht, 2. Aufl., Kronberg/Ts: Scriptor-Verlag 1977.
Renn, Ludwig: Krieg - Nachkrieg, 2. Aufl., Berlin: Aufbau Verlag 1964.
Wehner, Josef Magnus: Sieben vor Verdun, München: Georg Müller 1936.
Schauwecker, Franz: Aufbruch der Nation, Berlin: Frundsberg 1930.

2 Sekundärliteratur

- Amberger, Waltraud: Männer, Krieger, Abenteurer : der Entwurf des „soldatischen Mannes“ in Kriegsromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg, 3. Aufl., Frankfurt Main: R. G. Fischer 1991.
- Appelt, Erna: Geschlecht - Staatsbürgerschaft - Nation : politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa, Frankfurt/Main: Campus-Verl 1999.
- Bartz, Thorsten: „Allgegenwärtige Fronten“ - Sozialistische und linke Kriegsromane in der Weimarer Republik 1918-1933, Frankfurt/M.: Peter Lang 1997.
- Bergmann, Franziska und Jennifer Moos: „Männer und Geschlecht“, *Freiburger Geschlechterstudien* 21 (2007), S. 14–37.
- Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.
- : Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches., 2., erw. u. überarb. Aufl., Wien: New Academic Press 2012.
- Broich, Ulrich: „„Hier spricht zum ersten Male der gemeine Mann“. Die Fiktion vom Kriegserlebnis des einfachen Soldaten in Ludwig Renn: Krieg (1928)“, *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 53 (2003), S. 207–216.
- Brunotte, Ulrike: Zwischen Eros und Krieg : Männerbund und Ritual in der Moderne, Berlin: Wagenbach 2004.

- Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn: „Statt einer Einleitung. Männlichkeiten und Moderne – Pathosformeln, Wissenskulturen, Diskurse“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, Bielefeld: Transcript 2008, S. 9–23.
- Bruns, Claudia: Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1889-1934), Köln: Böhlau 2008.
- Connell, Raewyn: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, 3. Aufl., Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften 2006.
- Erhart, Walter: „Das zweite Geschlecht: ‚Männlichkeit‘, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht“, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30/2 (2008), S. 156–232.
- Erhart, Walter und Britta Herrmann: „Der erforschte Mann?“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart: Metzler 1997, S. 3–31.
- Feldmann, Doris: „Literaturwissenschaft, New Men’s Studies und das Drama der englischen Renaissance“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart: Metzler 1997, S. 134–148.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977.
- Freitag, Björn Werner: Defeated Heroes: Constructions of Masculinity in Weimar Republic Battlefield Novels. Dissertation, University of Texas 2006.
- Freud, Sigmund: „Der Untergang des Ödipuskomplexes“, in: Mitscherlich, Alexander, Angela Richards und James Strachey (Hrsg.): Studienausgabe Band V, Sexualleben, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1982, S. 243–251.
- : Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt am Main: S. Fischer 1999.
- Frevert, Ute: „Das Militär als Schule der Männlichkeiten“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900., Bielefeld: Transcript 2008, S. 57–75.
- : „Männer(T)Räume“, *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11/3 (2000), S. 111–123.
- : Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta 1997.

- Fröschle, Ulrich: „Radikal im Denken, aber schlapp im Handeln“? Franz Schauwecker: Aufbruch der Nation (1929)“, in: Schneider, Thomas F. (Hrsg.): Von Richthofen bis Remarque, Amsterdam: Rodopi 2003, S. 261–298.
- Gollbach, Michael: Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur: Zu den Frontromanen der späten Zwanziger Jahre, Kronberg/Ts: Scriptor-Verl 1978.
- Hämmerle, Christa: „„Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer ...‘ Zum historischen Kontext einer ‚Krise der Männlichkeit‘ in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg“, *Themenheft „Krise(n) der Männlichkeit“ von L’Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 19/2 (2008), S. 51–73.
- Hanisch, Ernst: Männlichkeiten: eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien: Böhlau 2005.
- Hartmann, Jutta u. a. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007.
- Hof, Renate: „Die Entwicklung der ‚Gender studies‘“, in: Bussmann, Hadumod und Renate Hof (Hrsg.): Genus: zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart: Alfred Kröner 1995, S. 2–33.
- Horlacher, Stefan: Masculinities: Konzeptionen von Männlichkeit im Werk von Thomas Hardy und D. H. Lawrence, Tübingen: Narr 2006.
- Krafft-Ebing, Richard v.: Pycopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung, München: Matthes & Seitz 1993.
- Krammer, Stefan: „Fiktionen des Männlichen“, in: Krammer, Stefan (Hrsg.): MannsBilder, Wien: Facultas 2007, S. 15–36.
- Kühne, Thomas: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert“, in: Kühne, Thomas (Hrsg.): Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Männlichkeiten im Wandel der Moderne, Frankfurt/Main: Campus 1996, S. 174–192.
- : „Der Soldat“, in: Frevert, Ute und Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.): Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt, Main [u.a.]: Campus-Verl 1999, S. 344–372.

- Lengwiler, Martin: „Die ‚Männerphantasien‘ von Klaus Theweleit: von einer klassischen Studie und ihrer Aktualität“, *Traverse* 1 (1998), S. 141–149.
- McCormick, Richard W.: *Gender and Sexuality in Weimar Modernity: Film, Literature, and „New Objectivity“*, New York: Palgrave 2001.
- Mehlmann, Sabine: „Das sexu(alis)ierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit“, in: Brunotte, Ulrike und Rainer Herrn (Hrsg.): *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld: Transcript 2008, S. 37–55.
- Meuser, Michael: *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, 2., überarb. und aktual. Aufl., Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften 2006.
- Mosse, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt/M.: S. Fischer 1997.
- Müller, Hans-Harald: *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegerroman der Weimarer Republik*, Stuttgart: Metzler 1986.
- Panzer, Peter: „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, *Die Weltbühne* 23/2.HJ/50 (1927).
- Schafnitzer, Roman: „Die vergessene Collage des Ersten Weltkrieges. Edlef Köppen: Heeresbericht (1930)“, *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 53 (2003), S. 319–341.
- Schmale, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa: (1450 - 2000)*, Wien: Böhlau 2003.
- Stephan, Inge: „Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch men’s studies und Männlichkeitsforschung“, in: Benthien, Claudia und Inge Stephan (Hrsg.): *Männlichkeit als Maskerade: Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln: Böhlau 2003, S. 11–35.
- Stickelberger-Eder, Margrit: *Aufbruch 1914. Kriegerromane der späten Weimarer Republik*, München: Artemis 1983.
- Szczepaniak, Monika: *Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges: Konstruktionen und Dekonstruktionen*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien 1 + 2*, 4. Aufl., München: Piper 2009.

- : „Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper“, in: Steffen, Therese (Hrsg.): *Masculinities. Mythos - Realität - Repräsentation - Rollendruck*, Stuttgart: Metzler 2002, S. 2–27.
- Tholen, Toni: „Männerbilder im Wandel? Beobachtungen zur Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts“, in: Hindinger, Barbara und Martin-M. Langner (Hrsg.): „Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?“ *Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München: Iudicium-Verl 2011, S. 282–310.
- : „Männlichkeit(en) literatur-und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion.“, in: Scholz, Sylka und Weertje Willms (Hrsg.): *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, Berlin: LIT 2008, S. 216–230.
- : „Männlichkeitsforschung und Literatur: Auf der Suche nach sozialen und ästhetischen Formen eines künftigen Geschlechterdialogs“, *Weimarer Beiträge* 49/3 (2003), S. 418–432.
- Thomä, Dieter (Hrsg.): *Vaterlosigkeit: Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010.
- Wagenknecht, Peter: „Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs“, in: Hartmann, Jutta u. a. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 17–34.
- Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter*, München: Matthes & Seitz 1980.
- Widdig, Bernd: „Ein herber Kultus des Männlichen: Männerbünde um 1900“, in: Erhart, Walter und Britta Herrmann (Hrsg.): *Wann ist der Mann ein Mann? : zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart: Metzler 1997, S. 235–248.
- : *Männerbünde und Massen : zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.
- Wieland, Klaus: „Mannsbilder im Kriegsroman der Weimarer Republik. Anmerkungen zur literarischen Konstruktion militärisch-hegemonialer Männlichkeit.“, *Musil Forum* 30 (2007), S. 153–193.

3 Online-Quellen

Babka, Anna: „Feministische Literaturtheorien“, in: Martin Sexl (Hrsg.):

Einführung in die Literaturtheorie, Wien 2004, S. 191–222,

http://sammelpunkt.philo.at:8080/901/1/191_220.pdf (zugegriffen am 27.3.2012).

Holzleithner, Elisabeth: „Judith Butlers ‚Körper von Gewicht‘. Eine zitاتفörmige Abwägung“,

http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.holzleithner/Zitatfoermige_Abwaegung.htm (zugegriffen am 20.9.2012).

Klein, Uta: „Die Schule der männlichen Nation. Das Militär als Sinnbild des wehrhaften Geschlechts“,

<http://webarchiv.bundestag.de/cgi/show.php?fileToLoad=1716&id=1149> (zugegriffen am 30.6.2012).

Seifert, Ruth: „Die Männlichkeit des Krieges“,

<http://www.emma.de/ressorts/artikel/soldatinnen/die-maennlichkeit-des-krieges/> (zugegriffen am 30.6.2012).

„ÖNB-ALEX - Deutsches Reichsgesetzblatt Teil I 1867-1945“,

[http://alex.onb.ac.at/cgi-](http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1919&page=1121&size=45)

[content/alex?aid=dra&datum=1919&page=1121&size=45](http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1919&page=1121&size=45) (zugegriffen am 12.9.2012).

8 Anhang

8.1 Abstract

In der vorliegenden Arbeit wurden exemplarische kriegskritische und kriegsbejahende Frontromane der späten Weimarer Republik hinsichtlich ihrer Fiktionalisierung von männlichen Geschlechtsidentitäten untersucht. Dieses Vorhaben sollte zum einen die Frage beantworten, ob in den untersuchten Romanen von der Entstehungszeit geprägte „neue“ Männlichkeiten dargestellt werden. Eine vergleichende Analyse von Anti- und Prokriegsromanen sollte zudem etwaige divergierende Männlichkeitsentwürfe abhängig vom politischen Anspruch der Texte untersuchen. Schließlich sollte geklärt werden, ob Antikriegsromane die Verbindungen zwischen Maskulinität, Militarismus und Nationalismus aufzubrechen im Stande sind.

Auf der Basis von Raewyn Connells Modell der *Hegemonialen Männlichkeit*²⁷⁹ wurden zunächst hierarchische Beziehungen der Romanfiguren in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Anschließend wurde durch eine Analyse der Darstellungen von Frontkameradschaft der Fokus auf emotionale Bindungsstrukturen gerichtet. Überdies wurden die Einschreibungen soldatischer Männlichkeit in Körper und individuelle Identität einer genauen Analyse unterzogen.

Die vergleichende Untersuchung lieferte das Ergebnis, dass sowohl Prokriegs- als auch Antikriegsromane keine „neuen“ Männlichkeitsentwürfe bereithalten. Vielmehr orientieren sie sich an tradierten Leitbildern der Vorkriegszeit. Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass diese Leitbilder sich aus dem Umfeld der Weimarer Republik in die Romane einschreiben. Schließlich erhalten eine Vielzahl männerbündischer Strukturen das militarisierte Männlichkeitsideal in der Zwischenkriegszeit aufrecht. Dies kann als Antwort auf die u.a. durch Kriegsniederlage und neue soziale Bewegungen (wie der Frauen und Homosexuellenbewegung) verschwimmenden Geschlechtergrenzen gesehen werden. Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit zu Ende der Weimarer Republik lassen den Ruf nach Disziplin und Ordnung wieder lauter werden, welche im Ideal

²⁷⁹ siehe Ebd.

militarisierter Männlichkeit gewährleistet zu sein scheinen. Zu dieser Zeit entstehen die untersuchten Romane.

Der wesentliche Unterschied zwischen Prokriegs- und Antikriegsromanen liegt darin, dass die Prokriegsromane dazu aufrufen, auf der Basis militarisierter Männlichkeit eine neue Nation zu gründen, während die Antikriegsromane in einer Diskussion über die Sinnlosigkeit des Krieges verstrickt bleiben. Eine Entkoppelung der Konzepte von Maskulinität und Militarismus, die als Grundlage des von ihnen propagierten Pazifismus gelten müsste, erreichen sie jedoch nicht. Dies ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass ihre Protagonisten die wilhelminischen Tugenden von Pflichtbewusstsein, Gehorsam und Opferbereitschaft weiterhin hochhalten und ihre Männlichkeit dadurch in den Dienst der Nation stellen.

Dementsprechend perpetuieren sowohl kriegsbejahende als auch kriegskritische Romane die Hegemonie militarisierter Männlichkeiten und leisten damit einen Beitrag zur Entstehung des faschistischen Männlichkeitsideals.

8.2 Lebenslauf

Name Eva Maria Grasser

Ausbildungsdaten

Juli 2010	Summer School des Visual History Archive, Freie Universität Berlin
WS 2007/08	ERASMUS-Aufenthalt, Freie Universität Berlin
ab 2004	Studium der Deutschen Philologie, Universität Wien Studienschwerpunkte Neuere Deutsche Literatur, Gender Studies
1994-2002	BRG Laaer-Berg-Straße, Wien X Schwerpunkt Naturwissenschaften Reifeprüfung im Juni 2002 mit „ausgezeichnetem Erfolg“

Sprachen

Englisch, Italienisch, Ungarisch

Berufliche Daten (in Auswahl)

seit 2012	WochenzeitungsGmbH Steiermark, Korrektorat/ Lektorat
2010-2012	Buchhandlung Krammer, Kundenbetreuung, Back Office, Webpage, Schulbetreuung im Rahmen der jährlichen Schulbuchaktion
2008-2010	Krammer Verlag, Lektorat, Abonnementbetreuung
2005-2009	Wiener Kinderfreunde, „Lernstundenhilfe“